Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSG. VON HERMANN MULERT

21. März 1936 | Unser 50. Jahrgang | Nummer 6

Inhalt

Glaube und Tatsache . . . . . Martin Rade

Wege zum Glück . . . . . Arthur Bonus

Friedrich Niebergall . . . . . Hans Pribnow

Der Zusammenschluss der französischen Protestanten . . . . . Eduard Platzhoff-Lejeune

Der Okkultismus (Moser) . . . . . Ewald Stier

Jakob Grimm . . . . . Walther G. Oschilewski

Wie tut sich Gott in den Zeitereignissen kund? . . Eberhard Lempp

Zur Entwicklung des Films . . . . . Gerhard Heine

Evangelische Frauenhilfe . . . . . Else Wex

Tagung der Köngener . . . . . Theodor Daur

Blick in die Welt – Aus Zeitschriften

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

„Die Christliche Welt"

gegründet 1886, wird herausgegeben von Professor D. Hermann Mulert. Sie erscheint halbmonatlich und kostet M. 4.50 im Vierteljahr — **Schriftleitung:** Kiel, Feldstr. 120, Fernruf 4277 — **Verlag:** Leopold Klotz, Gotha.

Bezug der „Christlichen Welt" kann durch alle Postämter, Buchhandlungen oder unmittelbar durch den Verlag erfolgen. Bei Zustellung als Drucksache kostet sie vierteljährlich M. 4.50 zuzüglich Porto; Einzelheft 80 Pfennig. Postscheck: Erfurt 4754, Zürich VIII, 12 267.

Reklamationen richten die Postbezieher zuerst an das zuständige Bestellpostamt, dann erst an den Verlag. Anschriftsänderung möglichst vor Wohnungswechsel an die Post, Buchhandlung oder den Verlag weitergeben. — Im Falle einer Behinderung des Erscheinens durch höhere Gewalt haftet der Verlag nicht! — Einsendungen von Manuskripten und Rezensionsexemplaren an die Schriftleitung in Kiel. Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgesandt.

D. A. 2600 IV. Vj. 35 — Verantwortlich für die Anzeigen (außer Verleger-, Stellenmarkt-, Wohnungs-, Gelegenheits- und Familienanzeigen): Dipl.-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

Anzeigengebühr (nach Preisliste 3): die ganze Seite RM. 120.— brutto. Seitenteile entsprechend.

Ich schätze die „Christliche Welt" sehr und wünsche Ihnen, dass es gelingen möge, sie in ihrer geistigen Spannweite u. ihrer im Glauben gehaltenen Schaffensfreiheit und -tiefe durch die schweren Zeiten zu tragen.

Pfr. L. in S. 7. I. 1936

Im gegenwärtigen Kampf um den Bestand des Christentums und seine Vertiefung in allen Teilen unseres Volkes sollte jeder Christ und Deutsche, der am öffentlichen Leben teilnimmt, sich eine christliche Zeitschrift halten. Die Grundhaltung der „Christlichen Welt", ihre Treue zum christlichen Erbe unseres Volkes, ihr Gerechtigkeitssinn gegenüber anderen Glaubensgemeinschaften und Weltanschauungen, ihre freudige Weltbejahung und ihr Eintreten für Gewissensfreiheit sind geeignet, ihr die Liebe des Lesers zu erwerben und zu erhalten.

Ein neues Vierteljahr beginnt

Wenn Sie unsere Arbeit der Unterstützung wert halten, werben Sie bitte immer wieder in Ihrem Kreise für die „Christliche Welt". Denken Sie auch daran, daß ein Vierteljahrs-Abonnement sich gut zu einem persönlichen Geschenk eignet.

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSG. VON HERMANN MULERT

Nr. 6 — Gotha, 21. März 1936 — 50. Jahrgang

Inhalt: Glaube und Tatsache [Sp. 241] — Wege zum Glück [Sp. 243] — Das Tor in die Stadt Gottes [Sp. 244] — Friedrich Niebergall [Sp. 245] — Der Zusammenschluß der französischen Protestanten [Sp. 250] — Der Okkultismus [Sp. 254] — Jakob Grimm [Sp. 257] — Wie tut sich Gott in den Zeitereignissen kund? [Sp. 261] — Zur Entwicklung des Films [Sp. 268] — Evangelische Frauenhilfe [Sp. 271] — Tagung der Köngener [Sp. 273] — Blick in die Welt [Sp. 274] — Aus Zeitschriften [Sp. 279] — Bücher und Schriften: Erziehung und Unterricht in Luthers Theologie (Pauls); Gustav Adolf, Jacobus Fabricius und Michael Altenburg, die drei Urheber des Liedes „Verzage nicht, du Häuflein klein!" (Kitzig); Adolf Stoecker (Brunstäd); Auf festem Grunde (Dörrfuß); Modernes Naturrecht (Eberhard); Gestern fing mein Leben an (Foot); Gorch Fock (Kinau); Erstanden ist der heilige Christ (Maurer); Die junge Gemeinde. — Ein gutes Wort [Sp. 279] — Chronik [Sp. 285] — Verschiedenes: Kirchenausschüsse und Bekenntnissynode; Die Heimatkirche auf dem Konfirmandenschein [Sp. 288] — Versammlungskalender [Sp. 288] Anzeigen

Glaube und Tatsache

Was wir gesehen und gehöret haben, das verkündigen wir euch. 1. Joh. 1, 3

Es ist noch nicht lange her, daß viele Gemüter durch die Frage beunruhigt wurden, ob Jesus gelebt habe. Wenn er nicht gelebt hat, ist er auch nicht gestorben. Und all unser Passionsgedenken entbehrt seines eigentlichen Gegenstandes.

So ganz neu ist jene Zweifelsfrage nicht. Und der Glaube ist immer damit fertig geworden. Es klingt kühn, aber hat doch etwas Erquickendes, wie Herder davon redet: „Wenn Jemand sagt, daß die ganze Geschichte Christi erdichtet sei, so würde ich ihm heiter antworten: Dank den Fischern, daß sie eine solche Geschichte erdichtet haben! Meinem Geist und Herzen sind sie Wahrheit." (20, 179.)

Das sagt derselbe Herder, der den Grundwert der Tatsache für die Glaubenserkenntnis — mit seinem Meister Hamann — so stark empfunden und herausgehoben hat.[1]) Aber die Tatsache, die Wirklichkeit, war ihm niemals nur etwas von außen an den Menschen Herantretendes, eine bloße Autorität, ein bloßes „Es stehet geschrieben", bloße Lehre, die nur eben Gehorsam forderte — wie sie überhaupt niemals für den Gläubigen nur dies ist —, sondern eine mit innerstem Erleben aufs innigste verbundene Geschichte: „Wie Gott in der Natur spricht, wollte er auch in der Schrift zu uns sprechen nicht vom Holzkatheder in leerer Wüste unverstandenes und ungefühltes Silbengeschwätz, sondern durch Natur, Geschichte, Tat, lebende Handlung." (8, 628.)

Man kann das nicht lesen, ohne daß einem warm wird. Alles Doktrinäre, Lehr- und Schulhafte fällt von der Religion ab. Gott redet und der Mensch hört, Gott handelt und der Mensch spürt das, ist daran beteiligt, davon ergriffen: es ist Eins.

Auch Ideen wirken. Auch von einem Mythus kann man zehren und leben. Herder ist entschlossen, von Jesus zu leben, auch wenn er eine Erfindung der Fischer wäre. So redet er in seinem Enthusiasmus. Und warum soll eine Seele in ihren Wandlungen sich nicht auch einmal auf solch einen Enthusiasmus, in eine solche hochphantastische Möglichkeit tapfer zurückziehen. Eine Tatsache bliebe noch immer: die schöpferische Tat der Fischer. Aber es fällt ja Herder nicht ein, im Ernst dabei zu verweilen. Er weiß, es ist eine andre Art Leben, die von einem lebendigen Wesen, von einer lebendigen Wirklichkeit ausgeht, als wenn es von Vorstellungen herkäme, die einmal Jemand gedacht und gedichtet hat. Zwar auch jede Vorstellung, jeder Gedanke, jede Phantasie ist ein Tun, eine Tat. Aber ein andres Erleben ist zwischen Person und Person als zwischen Person und Gedanken, die noch unabhängig von der Person, in Unbekanntschaft mit der Person durch die Räume und Zeiten fliegen können, wie Samenzellen über Wiesen und Wälder. Und der empfangende, glaubende Mensch hat die Gabe, zu unterscheiden, ob er es mit Gedachtem zu tun hat, das er nun etwa nachzudenken vermöchte, oder mit einer lebendigen, wirklichen, Kräfte und Wirkungen eigener Art ausstrahlenden Person. Schließlich aus diesem Grunde redet er auch von Gott (den Niemand je gesehen hat: Joh. 1, 18) als von einer Person, und von Jesus Christus (den wir leiblich auch nicht gesehen haben: 2. Kor. 5, 16) als von einem, der leibhaftig gelebt hat.

Wenn er seinen Mund auftut, so sind uns das Worte des Lebens. Wir glauben ihm nicht, weil er redet. Sondern weil es Worte des Lebens sind, glauben wir ihm, und glauben an ihn.

Und wenn wir ihn bis unter sein Kreuz begleiten, so tun wir das nicht, weil uns die Geschichte so erzählt

[1]) Vgl. Stephan, Herder in Bückeburg (1905), S. 22, 23, 63, 112, 122, 125, 154, 156, 189, 199, 216.

wird und wir gehorsam zuhören, sondern weil wir nicht anders können, als bei dieser Begebenheit verweilen und aus der Tiefe ihres Geheimnisses immer neue Kräfte schöpfen.

Wohl: der Glaube kommt aus der Predigt. Wäre die Verkündigung nicht da, woher sollten wir die Kunde haben? (Röm. 10, 14.) Aber weil wir denn glauben und unsre Glaubenserfahrung haben (Joh. 4, 42), so können wir es nicht lassen, kommen immer wieder und lauschen auf das Wort.

Das ist ein großer heiliger Zusammenhang. Da beruht alles zwischen Gott und uns auf Gegenseitigkeit. R

Wege zum Glück

In den Isländergeschichten, die von jener ersten Entdeckung Amerikas durch die Norweger ein halbes Jahrtausend vor Kolumbus berichten, wird ein merkwürdiger Zwischenfall erzählt. Erich der Rote hat Grönland entdeckt und sich darauf angesiedelt. Nun spricht man allgemein davon, daß dort südwestlich noch viel Land liegen müsse, bis schließlich Leif, sein Sohn, ein richtiges Entdeckerschiff ausrüstet mit Schleppschiff und Begleitkahn. Er findet Land über Land bis so weit südlich, daß sie auf Weintrauben stoßen. Es ist ungefähr die Breite von Süddeutschland. Davon nennen sie das Land Weinland das Gute. Sie bauen sich Häuser und überwintern. Sie erforschen das Land nach allen Seiten. Im nächsten Frühling rüsten sie die Heimfahrt. Sie beladen das Hauptschiff mit getrockneten Trauben und Reben, das Schleppschiff mit Bauholz. Als sie schon recht weit sind, weicht Leif plötzlich vom Kurs ab, scharf gegen den Wind kreuzend. „Was machst du?", fragen seine Genossen. Er sagt, er sähe dort etwas, es könne eine Schäre sein, eine Felstafel, die über das Wasser ragt, oder auch ein Schiff. „Es ist eine Schäre", sagen sie, „wir wollen heim!" Aber Leif hat scharfe Augen. „Es scheinen mir Menschen dort zu sein, kann sein, sie sind in Not!" So fährt er weiter und setzt schließlich den Begleitkahn aus, um ganz heranzukommen. Da sind es fünfzehn Schiffbrüchige, bis zum Tode erschöpft, die dort ihr Ende erwarten. Er verpflegt sie und nimmt sie mit. Manche sterben von den Mühsalen. Einige werden gesund und schicksalstark, dem Lande zum Segen. Leif aber erhielt den Namen: „Der Glückliche." Nicht davon, daß er soviel Land gefunden hatte, sondern davon, daß er soviel Menschen von Tode gerettet hatte.

Das ist eine noble Erklärung des Wortes „Glück". Glücklich ist, wem es glückt, Menschen zu helfen. Es ist nicht viel Geld dazu nötig, nur starke Teilnahme und ein wenig Opferbereitschaft.

Glück und Unglück sind nicht äußere Umstände. Man kann nicht sagen: „Siehe, hier ist es!", „Siehe, da ist es!", sondern es ist inwendig in uns. Die äußeren Umstände sind nur der Rohstoff, aus dem der Mensch je nach seiner Eigenart Glück oder Unglück schmiedet. Aber welche Eigenart ist die geeignetste, sich Glück zu schmieden aus den Umständen?

Das Schicksal, wie es von außen auf uns zukommt, ist dunkel und vieldeutig. Es birgt Gutes und Böses in sich. Schicksale, die sich zuerst unerträglich anließen, erweisen sich als Wendepunkte zu höherem Glück. Es kommt darauf an, daß der Mensch die guten Möglichkeiten, die im Schicksal liegen, schnell erkennt, zuversichtlich ergreift und tätig entfaltet.

Hier liegt die eigentliche Lebensbedeutung unserer Religion, daß sie Vertrauen auf das Schicksal in uns zu bringen versucht, in unser Innerstes, bis in unser Un- und Unterbewußtsein hinein. Von da aus wird es von selbst den Menschen durchdringen und ihn fähig machen zu zuversichtlichem Eingehen auf das Schicksal.

Alles in unserer Religion, alle ihre Symbole und Bilder, Gleichnisse und Geschichten, Vorstellungen und Lehrsätze haben dies zum Ziel: vom Bilde des großen Sorgenden an, der alles zum Besten leitet, über die Vögel unter dem Himmel und die Blumen auf dem Felde, die keine Sorge, kein Mißtrauen gegen das Schicksal kennen, bis zu dem furchtbaren Symbol des Kreuzes, das uns fühlen läßt, wie auch das Entsetzlichste, das geschehen kann, kein Ende zu sein braucht, sondern einen neuen Anfang bedeuten kann auf höherer Stufe. So wie Goethe von dem Gekreuzigten und Begrabenen sagt: er sei „in Werdelust schaffender Freude nah".

In solcher Werdelust, schaffender Freude nah, geht der Vertrauende das ganze Leben hin zwischen Menschen und Schicksalen als zwischen Stätten vergrabener Schätze. In jedem Menschen, in allem, was geschieht, ist ein Gutes verborgen, das uns anruft, es zu befreien und ihm zur Entfaltung zu helfen.

Ein jeder Mensch, dem wir begegnen, und so auch ein jedes Ereignis will, daß wir das in ihm verborgene Gute erkennen, befreien und entfalten. Nicht etwa nur der Arme und Niedrige, auch der Reiche und Hochgeborene braucht solche Hilfe. Wer das verstünde, könnte Viele glücklich machen und selbst sehr glücklich werden! Das ist auch einer der Wege zum Glück.

Bischofstein b. Lengenfeld (Eichsfeld)

Arthur Bonus

Das Tor in die Stadt Gottes

Vater Johannes erzählte: „Ein Philosoph hatte einen Schüler. Der hatte gesündigt. Als er um Verzeihung bat, sagte der Philosoph: Ich verzeihe dir nicht, wenn du nicht drei Jahre lang die Lasten Anderer trägst. Nach drei Jahren kehrte der Schüler zurück und sagte, er hätte genug getan. Der Philosoph antwortete: Auch jetzt verzeihe ich dir nicht, wenn du nicht drei weitere Jahre lang die belohnst, die dich kränken. Als der Schüler auch das getan, sprach ihn der Philosoph los und sagte: Geh nun nach Athen, damit du dort Weisheit lernst!

Da war aber ein der Weisheit beflissener Greis, der saß am Stadttor und überhäufte alle, die in die Stadt gingen, mit Schmähreden, um sie zu prüfen. Als er so auch jenem Jüngling tat, fing der laut zu lachen an. Ihn fragte der Greis: Was tust du da? Ich schmähe dich, und du lachst? Der Jüngling erwiderte: Sollte ich nicht lachen, da ich drei Jahre lang Lohn gezahlt habe für das, was ich heute von dir umsonst erhalte? Da sagte der Greis: Geh in die Stadt, denn du bist würdig."

Wenn Johannes dies erzählte, pflegte er hinzuzufügen: Das ist das Tor, durch das unsere Väter nach viel Trübsal froh in die Stadt Gottes eingegangen sind.

Aus altkirchlichen Legenden übersetzt von Romuald Pfeffer

Friedrich Niebergall

Geboren 20. März 1866 in Kirn a. d. Nahe, gestorben am 20. September 1932 in Marburg

Zu seinem 70. Geburtstag

Es war in meinem fünften Studiensemester. Ich wollte noch nicht in das Gebiet der praktischen Theologie eindringen; ich wollte vor allem die Marburger Auslegung des Neuen Testaments kennenlernen. Nun begann ein Kolleg, das ich belegen wollte, erst ein paar Tage nach dem regulären Anfang des Semesters. Eine so entstandene Freistunde benutzte ich, um einmal Niebergall zu hören. Ich befand mich also ganz auf dem Zuschauerstandpunkt, als Niebergall in dieser Stunde sein Kolleg über „Seelsorge und Gemeindearbeit" begann. Aber nach wenigen Minuten war ich der Angeredete, ja, der Mitgerissene. Ich weiß noch, welchen tiefen Eindruck mir seine einleitenden Ausführungen machten: Alle Schriften des Alten und des Neuen Testaments seien geschrieben, um zu wirken. Darum müsse der Theologiestudent verlernen, sie als die Materialsammlung zur Behandlung theologischer Probleme zu betrachten und zu behandeln. Soll er doch nach wenigen Jahren dazu berufen werden, mit dem Worte Gottes auf die Menschen und an den Menschen zu wirken. Die historische Theologie beantwortet die Frage: „Was hat gegolten?", die systematische Theologie die Frage: „Was gilt?", die praktische Theologie die Frage: „Wie kann das, was gilt, geltend gemacht werden?" Damit ist gesagt, daß eine „Flucht in die praktische Theologie" nicht möglich ist, daß man nicht „praktischer Theologe" sein kann, ohne Theologe zu sein, daß man auch nicht „praktischer Theologe" bleiben kann, ohne Theologe zu bleiben, so wahr wir — um Lessings Wort etwas abzuwandeln — Gott zu keiner Stunde unseres Lebens in seine Rechte, die alle Wahrheit verschlossen hält, fallen können, sondern nur immerfort mit Demut in seine Linke, die uns den „immer regen Trieb nach Wahrheit" darbietet. Dabei wirkte die Persönlichkeit Niebergalls wie eine Erläuterung dieser Worte. Ein wissenschaftlicher Theologe redete zu uns über wissenschaftliche Dinge auf wissenschaftliche Weise. Und dieser Gelehrte war — Pfarrer, der alles Gelernte wirksam machen wollte für den Dienst an den Menschen. Beides war in seinem Wesen vereinigt: der Ernst nüchternen, sachlichen Forschens und die Freudigkeit des Wirkenwollens. Und diese Freudigkeit beseelte einen Mann, der doch schon in vorgerücktem Alter stand, und dem es anzusehen war, daß „dieser Zeit Leiden" nicht an ihm vorübergegangen waren. Es war mir dann wie ein Zwang, die zweite Stunde dieses Kollegs wieder zu besuchen, und dann belegte ich alle Vorlesungen, die Niebergall in jenem Semester hielt.

Als ich nun auch seine Bücher zur Hand nahm, fand ich recht bald einen Hinweis auf eine Schrift, die ich mir gern beschaffen wollte. Weil die bibliographischen Angaben ungenau waren, bat ich Niebergall nach einer Vorlesung um Auskunft. Sie lautete: „Wenn ich das Buch zitiert habe, besitze ich es auch. Holen Sie sich's heute nachmittag!" Als ich um fünf Uhr in seine Studierstube eintrat, eröffnete er mir, daß er schon seit einer Stunde auf mich gewartet habe. Nun habe er soeben Kaffee getrunken, es sei für mich aber noch etwas übriggelassen worden. Von älteren Kommilitonen erfuhr ich dann bald, daß eine Bestellung durch Niebergall auf den „Nachmittag" eine Kaffee-Einladung sei. Und dann habe ich drei Semester hindurch Woche für Woche gesehen, wie offen das Haus Niebergalls für seine Studenten und Studentinnen — diese waren in seinen Vorlesungen und Seminaren verhältnismäßig zahlreich vertreten — war. Er besaß die Gabe köstlichen Humors, und mit dieser Gabe beschenkte er uns. So manches Mal konnte er seiner Krankheit wegen nur in fast liegender Haltung unter seinen Gästen sein; aber es strahlte immer dieselbe Fröhlichkeit von ihm aus. In solchen Stunden spürten wir es besonders eindrücklich, daß dieser Humor der Bruder des Glaubens war; über ihnen lag eine eigentümliche Weihe. Nach der fröhlichen Kaffeestunde ging es regelmäßig „an die Arbeit", in das theologische Gespräch, in die Aussprache hinein. Es war das Ueberliche, daß die Mitglieder der Seminare an dem Tage, da sie ihre Predigt oder ihre Katechese gehalten hatten, auch in das Haus des Lehrers gingen. Und so mancher Student ging zu ihm, weil er nach seiner seelsorgerlichen Hilfe verlangte; dann und wann kam einer und erbat solche Hilfe für einen Kommilitonen.

Bald erhielt ich von Niebergall die Einladung, „am nächsten Samstag mit auf das Hansenhaus zu gehen". Alle, die als Marburger Studenten mit Niebergall in irgendeiner Weise verbunden gewesen sind, wissen, was das Hansenhaus ist — wir trauern darum, daß wir seit mehr als drei Jahren sagen müssen: gewesen ist. Während der gemeinsamen „Leibsorge" hatte ein Jeder zu berichten, was er in der Woche erlebt oder gehört hatte; der „Meister" machte den Anfang. Die launige Frage: „Wer hat das Problem?" beschloß den „gesellschaftlichen Teil". Schnell war von den verschiedenen vorgebrachten Problemen eines herausgestellt, und es ging an die Arbeit, an eine reiche, zähe, ernste Arbeit, die nicht eher ruhte, als bis man des Abends am Löwen-Denkmal auseinanderging. Alle gaben ihr Bestes: die Schüler sehr verschieden gesinnter Theologen. Das gab Kampf! Und Niebergall lenkte die Schlacht. Er tat's, indem er „rundheraus" von seiner theologischen Basis her sein Urteil gab, indem er auch alles, was in die Debatte geworfen wurde, mit Hilfe der Kategorien seines theologischen Denkens ordnete, verband, prüfte, beurteilte. Noch mehr aber sicherte ihm das die Führung, daß er auf kein Proselytenmachen bedacht war. So wurden wir manches Mal hineingezogen, hineingerissen in den breiten und tiefen Strom deutscher evangelischer Theologie. Wir durchlebten so manches Mal ihren ganzen ungeheuren Spannungsreichtum. Wir wissen heute, wie uns das wohlgetan hat! Indem wir davon sagen, danken wir von Herzen dem akademischen Lehrer, der uns soviel von seiner Zeit, Kraft, Liebe und von allem Besten, das in ihm war, geschenkt hat.

Nun wünschte ich, daß durch das, was ich hier erzählt habe, hindurchscheinen möchte, wie Niebergall als akademischer Lehrer mit seinen Studenten, für seine Studenten gelebt hat. Denn so hat er in der Tat gelebt. Er konnte gar nicht anders. Wie ein Meister der Musik den steten, seelenvollen Umgang mit seinem Instrument braucht, so und so erst recht braucht ein Meister der

Erziehung die Lebensverbundenheit mit seinen Zöglingen. So brauchte Niebergall, eine Erziehernatur durch und durch, die theologische Jugend um sich her. In einer Zeit schwerster Krankheit schrieb er mir später: „Ich hatte viel Besuch. Das ganze Hansenhaus war da. Viel Späße, viel Blumen!... Ich denke viel nach über mein Leben und was ich etwa geleistet habe. Menschen sind mir dabei lieber als Bücher. Ich lebe davon, daß ich lieb habe und daß man mich lieb hat. Ich danke Euch für alle Eure selbstlose Liebe und Treue, die mir Langeweile und Schmerzen erträglicher macht." Am Schlusse eines Sommersemesters erbat ein engerer Kreis seiner Schüler von ihm eine gottesdienstliche Abschiedsstunde. Er hielt uns dann in einer stillen Abendstunde in der kleinen St. Jost-Kapelle eine Predigt über das Wort: „So wir im Lichte wandeln, wie Er im Lichte ist, so haben wir Gemeinschaft untereinander."

Aber daß ich nun von etwas spreche, wovon Niebergall meines Wissens nie gesprochen hat, worunter er aber gelitten hat. Es ist dies: daß er als akademischer Lehrer viele „Freunde" hatte, aber als Professor nicht einen „Schüler". O, seine „Freunde" haben auch von ihm gelernt, so manches in systematisch-theologischen Dingen, viel auf dem Gebiet der praktischen Theologie, unsagbar viel auf dem Felde der Religionspädagogik, diesem seinem eigentlichen und liebsten Arbeitsfeld. Unter den Anforderungen des praktischen Amtes kommt es uns deutlich zum Bewußtsein, wieviel wir von diesem Professor der praktischen Theologie gelernt haben und wie uns das alles zugute kommt. Es ist von den „Freunden" aber keiner ein „Schüler" geworden in dem Sinne, daß er das gesamte Gedankengut Niebergalls in sich aufgenommen, zu seinem eigenen gemacht und nun verarbeitet und weiter entwickelt hätte. Von keinem Dozenten wird das Lebenswerk Niebergalls als Ganzes überliefert, fortgeführt. Wir kennen die Hauptursache: sie liegt in der Wende, die über unsere deutsche evangelische Theologie gekommen ist. Auf die philosophische Basis, auf der Niebergalls Lehrgebäude ruht, können wir jungen Theologen uns nicht mehr stellen. Sein systematisch-theologisches Denken ist uns in seinem Grundprinzip unannehmbar. Unsere Bibelexegese ist anders als die seinige; den „historischen Jesus" sehen wir nicht mehr und haben auch aufgehört, ihn zu suchen. Hat Niebergall diese Tatsache gesehen? Er hat sie ganz deutlich gesehen. Er mußte sie auch sehen, denn sie wurde ihm von uns tagtäglich vor Augen geführt in einer sachlichen Rücksichtslosigkeit, an die wir jetzt mitunter nur mit Wehmut zurückdenken können. „Auf dem Hansenhause geht es sehr lebhaft zu: alle immer gegen mich als die einzige liberale Säule, die über Nacht noch brechen kann", so schrieb er 1931 in einem Briefe. Ohne Zweifel, Niebergall kannte „das Neue"; er setzte sich damit auseinander, er lernte daraus. Wohl gab es ein Zulernen für ihn, aber kein Umlernen. Denkend und wirkend, lebend und — leidend hatte er sich in den Jahrzehnten seines Lebens einen „Standpunkt" erworben, auf dem er nun auch wirklich stand, stehen mußte. Solche Standhaftigkeit ist Größe, Größe des Mannes lutherischer Prägung. Erfahrungen der letzten Jahre haben uns zur Würdigung solcher Größe den Blick geschärft. Aber wie trug Niebergall diese harte Tatsache, von der ich rede? Wie trug er sie, der doch mit seinem ganzen Herzen Gemeinschaft suchte mit denen, die bei ihm lernten?

„Wenn Sie mich zum Lehrer haben wollen, kann es nur meine Aufgabe sein, Sie zu sich selber, aber nicht zu mir zu führen." „Wir haben uns einst das Recht genommen, uns von den Wegen unserer Lehrer abzuwenden und neue, eigene Wege zu suchen und zu gehen. Nun, da wir selbst Lehrer geworden sind, müssen wir unseren Schülern die gleiche Freiheit lassen. Sie ahnen ja kaum, wie weit wir uns von der Lehre derer, die uns lehrten, entfernt haben, entfernen mußten!"

So haben wir es einige Male von ihm gehört. Als die Kritik sich einmal gar zu kühn gebärdete, sagte er: „Die Söhne sind blind für das Werk der Väter, aber die Enkel verstehen es wieder. Die Söhne verwerfen's, aber die Enkel nehmen's wieder auf. Das ist der Lauf der Geistesgeschichte." „Ich verfolge Ihr Vorwärtsschreiten mit unbedingt freilassender Liebe", so steht in einem der letzten Briefe, die ich von ihm empfing. Selber mit ganz festen Schritten seinen gewissen Weg gehen, und dann Andere so führen, daß sie ihren Weg finden — das ist Opfer. So waren die weniger Worte, die Niebergall hierüber sprach, Siegesworte, die noch deutlich genug die Spuren des Erkämpftseins an sich trugen. Aber auch sein „Verlieren" ward mit einem „Gewinnen" gesegnet: war es doch gerade seine „freilassende Liebe", die die Gemeinschaft mit seinen „Freunden" bewahrte, reicher, fester, tiefer machte.

Wieviel Selbstverleugnung hat der Zeiten Lauf der altgewordenen Doktor der Theologie und der kirchlichen Praxis sich abringen lassen! Und er war doch der Mann des Wirkens. Wie durfte er wirken in der Mitte seines Lebens! Ein Buch nach dem andern geriet. Ein Feld der praktischen Theologie nach dem andern, Predigt, Kasualrede, Religionsunterricht, durfte er beackern, ein Neues auf ihnen pflügen und neubelebende Wasser von dem großen Felde der Religionswissenschaft, der Psychologie und von dem neuentdeckten Felde der religiösen Volkskunde her über sie hinleiten. In die Lehrerschaft und damit in die ganze Welt der Schule durfte er hineinwirken wie kein anderer Theologe neben ihm und auch wohl keiner vor ihm. Zu einer „neuen" Theologie die „neue" praktische Theologie hinzuzuschaffen, das war die ihm zugefallene Lebensaufgabe. Die Tatsache, daß er zu dem „modernen" Kommentarwerk zum Neuen Testament die „Praktische Auslegung" hinzutat, will mir dafür symbolisch erscheinen. Und er hat diese Aufgabe gemeistert. Einem Buch, das noch heute allbekannt und vielbenutzt ist, wäre damals die Widmung: „Friedrich Niebergall, dem Meister der praktischen Theologie" eingedruckt worden — wenn der Geehrte selbst es nicht verwehrt hätte. Dann kam „die Wende". „Ich habe nicht mehr viel zu sagen, meine Lebensarbeit ist abgeschlossen. Ich bin in den Hintergrund gerückt." (1931.) Aber ein gütiges Geschick gab ihm zu dieser Erkenntnis die andere hinzu, „daß er nicht vergeblich gelaufen war". Und fast jeden Tag bestätigte ihm diese beglückende Erkenntnis. So konnte er eines Sonntags zu uns sagen: „Wenn ich heute auch nicht gepredigt habe, ich habe doch auf ein paar hundert Kanzeln gestanden." Er sprach's, wie man etwas Scherzhaftes spricht, aber wir spürten alle den Ernst der Worte. Wir fügten ebenso hinzu

„Und morgen werden Sie in tausend Schulklassen stehen."

Wer auf die Höhe fährt und sein Netz auswirft, darf einen großen Zug tun. Niebergall ist auf die Höhe gefahren und hat sein Netz ausgeworfen. Sein Netz. Aber der hat es gefüllt, der ihn auf die Höhe fahren hieß. Und was Er gibt, veraltet nicht. Ein älterer Pfarrer, selbst ein Schüler Cremers, berichtete mir, daß in seiner Amtszeit eigentlich nur zwei Theologen auf ihn eine nachhaltige Wirkung ausgeübt hätten: Schlatter und Niebergall. So wirkt Niebergall unter uns; so wird er auch weiter wirken.

Die Fahrt auf die Höhe wird Niemandem leicht, das Heimbringen der Gaben noch weniger. Auch Niebergalls Werk war schwer. Er hat es „des Satanas Engel, der ihn mit Fäusten schlug", abringen müssen, sein ganzes Werk. In den letzten Jahren seines Lebens ist es ein unaufhörliches Ringen mit der Krankheit gewesen bei Tag und bei Nacht. Unvergeßlich ist mir ein Neujahrstag. Niebergall hatte die Predigt in der Marburger Universitätskirche übernommen. Nun schlug ihn die Krankheit hart und härter, so daß Alle, die ihn umgaben, in ihn drangen, er möge einen anderen Prediger rufen lassen. Aber er ließ sich nicht bewegen. Er schleppte sich zur Kirche. Und dann hielt er den Gottesdienst wie einer, dessen Mund fröhlich gemacht ist und der wieder jung geworden ist wie ein Adler. So predigte er über das Apostelwort: „Unser keiner lebt ihm selber, und keiner stirbt ihm selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn." Er kam noch leidender heim, als er fortgegangen; aber er sagte: „Mit meinem Gott kann ich über die Mauer springen!" An seinem Leiden erlebte Niebergall das, was sein verehrter Lehrer Schleiermacher mit dem „Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit" bezeichnet.

Es war an dem Tage, da ich von Niebergall Abschied nahm. Wir waren den Nachmittag über in seinem Hause zusammengewesen. Gegen Abend kam eine merkliche Unruhe über ihn. Die Heiterkeit seines Gemütes wich einem schweigenden Ernst. Ein paarmal führte er mich in sein Studierzimmer hinein und wieder heraus. Als wir es dann noch einmal betreten hatten, wies er auf ein Fach in seinem Bücherschrank und sagte: „Sie kennen die Bücher, die ich geschrieben habe. Und hier ist alles, was ich sonst noch geschrieben habe." Bei diesen Worten zog er einen sehr geräumigen Schubkasten heraus, der sich in dem Sockel des Bücherschrankes befand. Er war bis obenhin angefüllt mit Blättern aus Zeitschriften und Ausschnitten aus Zeitungen. Wir standen Beide eine Weile still davor. Dann sah er mich an und sagte: „Niebergall wird bald nicht mehr sein. Dann werden sie vieles über ihn sagen. Sie mögen es tun. Aber Eines sollen sie nicht sagen: daß ich faul gewesen wäre. Ich habe getan, was ich konnte. Nun lassen Sie uns scheiden."

„Da es nun Abend ward, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Schaffner: Rufe die Arbeiter und gib ihnen den Lohn."

Iven bei Anklam Hans Pribnow

Der Zusammenschluß der französischen Protestanten

1

Die neuerlichen Versuche eines Zusammenschlusses des französischen Protestantismus, die auf Ostern zu einer Entscheidung führen sollen, sind ebenso bedeutsam als wohltuend. Die gegenwärtigen Verhältnisse werden als geistig wie materiell unhaltbar empfunden. Werfen wir zu ihrem Verständnis einen kurzen Blick auf die Vergangenheit.

Die von Napoleon I. genehmigten organischen Artikel, die als eine Folge der Französischen Revolution (1802) die Gleichberechtigung der drei Konfessionen aussprachen, wurden als großes Ereignis gefeiert, waren aber mehr eine grundsätzliche Erklärung ohne große praktische Konsequenzen. Vor allem fehlten den Reformierten die Provinzial- und Generalsynode, anerkannt vom Staat und ausgestattet mit genügender Autorität. Zwar gab es mit der Zeit presbyterial organisierte Gemeinden, aber die größeren Verbände blieben ohne wirkliche Autorität bis heute. Daran sind aber nicht nur die politischen Verhältnisse schuld, sondern mehr noch die theologischen Gegensätze. Die Generalsynode von 1872 scheiterte an dem damals aufgestellten Glaubensbekenntnis (déclaration), das Pfarrer Charles Bois, Vater des bekannten Dogmatikers Henri Bois von Montauban, zum Verfasser hatte und das jetzt bei der im Frühjahr zu vollziehenden Einigung wieder die Grundlage des Zusammenschlusses bilden soll. Eine Umbildung dieser Formel, die ziemlich leisetreterisch, bald orthodox-dogmatisch auftritt, bald biblisch die evangelische Frömmigkeit darstellt, ist jedoch nicht ausgeschlossen; sie dient heute nur der Union évangélique als Glaubenserklärung (Déclaration de foi).

Seit 1872 bis zur Trennung von Kirche und Staat (1905) ging eine halbamtliche Synode der Rechten neben einer Délégation libérale der Linken her, die zusammen auf dem Umweg eines Conseil central mit der Regierung verkehrten. Diese mischte sich in nichts ein und man beschränkte sich unter Umständen auf ein Huldigungstelegramm der Synoden an den Präsidenten der Republik mit besten Wünschen für sein Wohlergehen, das ebenso freundlich beantwortet wurde.

Nun kam die Trennung (1905), die Niemand wünschte, weil von ihr Niemand Gutes erhoffte und an die auch Niemand glaubte. Sie brach durch eine Zufallsmehrheit des Parlaments unerwartet schnell herein, nachdem sie lange wie ein von ferne drohendes Gewitter am Himmel gehangen hatte. Der Protestantismus beschloß, auf jeden Widerstand zu verzichten, da solcher nicht nur aussichtslos war, sondern auch als Feindschaft gegen das Vaterland und die Staatsgewalt gedeutet worden wäre. Die meisten Gemeinden paßten sich dem Gesetz über die Kultgenossenschaften an und so entstand eine Union des Eglises réformées évangéliques neben einer Union des Eglises réformées ohne Beiwort. Zur letzteren gehören nicht nur die Liberalen, deren Geistliche einen besonderen Pfarrverein bilden, sondern auch die Mittelpartei mit ihren mehr praktischen und sozialen Interessen. Diese Gruppe zählt rund 600 Gemeinden, gegenüber 200 auf seiten der Union évangélique.

2

Der Gründe des heute offenbar von einer Mehrheit gewünschten Zusammenschlusses sind mancherlei: man möchte der in den Pfarreien eingerissenen Anarchie ein Ende machen. Die Pfarrwahl liegt ganz in den Händen der Gemeinden, die oft genug Kräfte mit halbvollendeten Studien oder Evangelisten der Bibelschulen (Nogent bei Paris, unter Ruben Saillens, und Andere) anstellt. Ein starkes Bedürfnis nach der Autorität einer wohlwollenden, aber energischen Oberbehörde, die das Heft wirklich in der Hand hat, macht sich geltend. Eine Verminderung der Pfarrstellen wird die Folge sein. Zustände, wie die einer Gemeinde (Kleinstadt), die früher vier Pfarrer hatte und wo jetzt ein Pfarrer abwechselnd in den vier Kirchen dieser Gemeinden predigt, die als orthodox und liberal nebeneinander fortbestehen, sollten nicht mehr geduldet werden.

Auf welcher Grundlage soll nun der seit über einem Jahrhundert, zumal aber seit der Kirchentrennung und noch mehr seit dem Krieg gewünschte Zusammenschluß zustande kommen? Warum sollte heute möglich werden, was sich bisher noch immer als unmöglich erwiesen hat?

Die bestehenden Gegensätze sind noch keineswegs ausgeglichen. Denkt man doch auf der Rechten noch an die Möglichkeit, das Apostolikum zur Grundlage des Zusammenschlusses zu machen! Die vorerwähnte Formel Charles Bois' spricht von den „Bekenntnissen", ist überhaupt sehr elastisch und besagt, daß die Union des Eglises réformées évangéliques den Grundsätzen des Glaubens und der Freiheit treu bleiben will, die zu ihrer Gründung führten. Sie glaubt, mit den Vätern und Märtyrern, mit den Bekennern von la Rochelle und alten Kirchen der Reformation an die verschiedenen Symbole (!) und an die höchste Autorität der Heiligen Schrift, sowie an das Heil im Glauben an Jesus Christus, den einigen Sohn Gottes, gestorben für unsere Sünde und auferstanden zu unserer Rechtfertigung. Sie hält fest an den großen Tatsachen des Christentums, wie sie dargestellt sind in den Sakramenten, verkündet werden an den Festtagen, enthalten sind in der Liturgie, zumal im Sündenbekenntnis (Bezas), dem Apostolikum und der Abendmahlsliturgie.

Die Annahme dieser revidierten Erklärung könnte so erfolgen, daß die Einen sie buchstäblich, die Anderen dem Geiste nach sich aneignen (s'approprier soll der Ausdruck sein), wozu allerdings gehört, daß die Letzteren von den Ersteren nicht der Unwahrheit und Heuchelei bezichtigt werden. Es könnte auch sein, daß man die alte Formel verwirft und sich auf ein biblisches Glaubensbekenntnis oder auf eine ähnliche undogmatische Formel einigt, wie sie etwa Charles Babut in Nimes früher vorgeschlagen hatte. Es ist aber möglich, daß der ganze Zusammenschluß nochmals durch die Intoleranz der Rechten zum Scheitern käme. Kam es doch noch in der jüngsten Gegenwart vor, daß ein liberaler Pfarrer eine durchaus undogmatische Leichenrede hielt, sein orthodoxer Kollege aber nach ihm vor einem natürlich zur Hälfte katholischen Auditorium in polemischer Form ungefähr das Gegenteil sagte. Mit solchen Elementen hat man auch heute noch in Frankreich zu rechnen.

3

Nehmen wir den besten Fall an, daß eine Einigung der beiden Unions zustande käme, so blieben doch noch mehrere nicht unbedeutende Gruppen selbständig. Vor allem Elsaß-Lothringen mit seiner Staatskirche und seinen etwa 230 Pfarrern und 240 000 Protestanten, sowie die lutherische Kirche Innerfrankreichs (80 000 Mitglieder), die durch ihr Beharren auf dem Schriftprinzip und der Augustana allen kirchlich-theologischen Kämpfen entging. Dann die französische Freikirche, 1846 gegründet, mit 50 kleinen Gemeinden, streng orthodox, finanziell besonders benachteiligt und in langsamer Abnahme begriffen. Sie hat neben einigen ganz hervorragenden Vertretern auch eine Mehrzahl von Evangelisten, deren Theologie etwa die von 1830 ist. Ferner gibt es ungefähr 30 freie Gemeinden, deren Wohlhabenheit (d. h. Abhängigkeit von einigen begüterten Laien, Industriellen, Gutsherrn usw.) sie nicht zum Anschluß an einen Verband drängt. Als vierte Sondergruppe wären die bischöflichen Methodisten in etwa 30 Gemeinden zu nennen, die eine Zeitlang finanziell am besten standen, heute aber wohl dem Schicksal der italienischen Bischöflichen kaum entgehen werden, die in voller Auflösung begriffen sind und von Amerika nichts mehr erwarten dürfen. Dagegen werden die von England unterstützten Methodisten wesleyanischer Richtung wohl fortbestehen, da sie naturgemäß weniger gefährdet sind als in Italien. Endlich erwartet man eine Opposition von seiten einiger Schüler Barths, die für keinen Kompromiß zu haben sind. Die extrem Liberalen werden auch abseits stehen bleiben, spielen aber im ganzen keine Rolle. Unter ihnen versteht man Gruppen, wie die Union de libres penseurs et de libres croyants in Paris, die unter Etienne Giran, einem französischen Theologen, der aber nur in Holland amtete, eine überaus erfolgreiche Tätigkeit durch Diskussionsabende über ethisch-religiöse Fragen entfaltet, deren Debatten dann in Bände gesammelt werden. Zu ihnen gehört auch das Foyer de l'Ame, Eglise libérale protestante in Brüssel, mit Pfarrer Paul Teissonière, dessen Sonntagsreden meist gedruckt erscheinen. Dagegen gehört das bekanntere Foyer de l'Ame Charles Wagners in Paris, an dem sein Schwiegersohn Wautier d'Aygalliers die Tradition des Gründers fortsetzt, zu der Union réformée.

Im Grunde handelt es sich also um eine Fusion der Union réformée mit der Union réformée évangélique auf neuer Grundlage. Erstere besitzt zwar auch eine Déclaration de Principes von 1907 mit einem Vorspruch von 1913, aber von einer so weiten Fassung, daß die Evangéliques — dies ist die französische Bezeichnung für die „Positiven" — darauf kaum eingehen werden. Man höre:

Sie befindet sich in Geistesgemeinschaft mit den französischen Kirchen der Reformation, die ihren Glauben im 16. Jahrhundert in der Confession de la Rochelle, in der Déclaration von 1872 (siehe oben!), in derjenigen von Sainte Foy ausdrückten und überhaupt mit allen aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen. Sie glaubt an Christus, den Sohn des lebendigen Gottes, der durch sein heiliges Leben, seine Lehre, seinen Kreuzestod, seine Auferstehung, sein dauerndes Wirken im Menschenherzen und in der Welt Alle erlöst, die durch ihn sich Gott nahen, und sie zum Bau einer Stätte der Gerechtigkeit und Bruderliebe verpflichtet. Sie spricht dann weiter von dem einzigen religiösen Wert der Bibel als dem Zeugnis der fortschreitenden Offenbarung Gottes, vom Recht und der Pflicht der Gläubigen und der Kirchen zu freier Forschung im Sinne der wissenschaftlichen Methode, von dem Streben nach Aussöhnung des modernen Denkens mit dem Evangelium, vom Zusammenarbeiten der Laien und Geistlichen, von der Synodal- und Presbyterialverfassung, die den Mittelweg zwischen der Selbständigkeit der Gemeinden und ihrem Zusammenschluß zu Kirchenbünden einschlagen soll. Im übrigen käme es vor allem auf eine Einigung der Herzen und des Willens, weniger also des Gedankens, an.

Die Union réformée erhoffte nach der Begegnung von hundert Gemeindedelegierten in Jarnac (1906) einen Zusammenschluß auf der Grundlage: christlicher Glaube, geistige Freiheit; soziales Handeln, innere und äußere Mission, ohne eine dogmatische Einheit zu erstreben, die mit persönlichem Glau-

ben unverträglich ist. Auf diesem Gebiet läßt sie den Einzelgemeinden alle Freiheit. Diese Hoffnung soll nun in den nächsten Monaten sich erfüllen.

Man sieht, es klafft hier noch zwischen den beiden Lagern ein recht großer Gegensatz. Vielfach wird gewünscht, daß der Zusammenschluß nicht auf der Grundlage von Erklärungen, Bekenntnissen und Prinzipien stattfinde, die, lang und wortreich, wie bisher zu uferlosen Diskussionen führen könnten, aber schließlich das erstrebte Ziel verfehlen. Doch diese programmatischen Aussagen liegen nun einmal den Franzosen im Blute und sind offenbar ein politisches Erbe, von dem man sich auch auf religiösem und kirchlichem Boden nicht befreien kann. Eine Erklärung wie die der Schweizer Kirchen (sie bekennen die christliche Religion nach den Grundsätzen der evangelisch-reformierten Konfession mit ausschließlich geistigen Mitteln auf dem Boden religiöser Freiheit und erkennen als einzige Regel das in der Heiligen Schrift enthaltene Gotteswort an) würde wahrscheinlich beide Gruppen unbefriedigt lassen. Höchstens böte sich der Ausweg eines Biblikums, d. h. eines aus Schriftstellen zusammengesetzten Glaubensbekenntnisses; aber auch hier könnte der Kampf über Zusätze und Abstriche entbrennen.

Wie dem auch sei: zweifellos ist ein starker Wille zum Zusammenschluß in der Laienwelt und bei der jüngeren Geistlichkeit vorhanden, und wo ein Wille, sollte auch ein Weg sein. Zudem üben äußere Notwendigkeiten verschiedenster Art auch auf die Widerspenstigen einen starken Druck aus. Die höchst notwendigen Sparmaßnahmen ließen sich auf dem Wege des Zusammenschlusses ebenfalls durchsetzen. Heute ist die wirtschaftliche Lage des Geistlichen auf dem Lande sehr ungleich, aber meist sehr schwierig. Gehaltsabzüge und säumige Nachzahlung rückständiger Gehälter sind an der Tagesordnung. Endlich haben sich auch in Frankreich trotz der starken früheren Befehdung der Richtungen die theologischen Gegensätze stark erweicht. Der Laie weiß nicht mehr, was positiv und liberal ist. Darum wird auch in der Laienwelt und von den Kirchenvorständen, die die finanziellen Schwierigkeiten und administrativen Nöte nur zu gut kennen, der Zusammenschluß aufs dringendste gewünscht. Auch die junge Generation der Geistlichen, soweit sie mehr praktisch interessiert scheinen, ist dafür zu haben und erklärt, man solle „diese alten Dinge" nun sein lassen und vor allem darauf ausgehen, der protestantischen Minorität in Frankreich (650 000 Seelen, ohne 250 000 in Elsaß-Lothringen) durch geschlossenes Vorgehen eine größere Stoßkraft zu verleihen, um dem französischen Katholizismus sowohl wie der Masse der Gleichgültigen und Freidenker — letztere in starker Abnahme begriffen! — die Genugtuung über das Schauspiel protestantischer Zerrissenheit und Schwäche nicht mehr zu gönnen.

Es erscheint also unwahrscheinlich, daß unter des Liberalen H. Bertrands Führung im Pariser Oratoire der Zusammenschluß in diesem Jahre nochmals scheitern sollte. Es wäre das ein gar zu beschämendes Ergebnis langer Verhandlungen und endloser Diskussionen. So bleibt es bei dem Goethe-Wort: Wir heißen euch hoffen!

Le Brassus (Schweiz)

Eduard Platzhoff-Lejeune

Der Okkultismus

Der Okkultismus. Täuschungen und Tatsachen. Von F. Moser. Mit 37 Bildern im Text und 63 Tafeln. Zwei Bände, 996 S. Ernst Reinhard, München 1935. 19, geb. 24 M.

Schopenhauer hat einmal prophezeit: „Es wird eine Zeit kommen, wo Philosophie, animalischer Magnetismus, Okkultismus und die in allen Zweigen beispiellos fortgeschrittene Naturwissenschaft gegenseitig so helles Licht aufeinander werfen, daß Wahrheiten zu Tage kommen, welche zu erreichen man außerdem nicht hoffen dürfte." Diese Zeit scheint jetzt gekommen. Nachdem der Okkultismus bestritten, verlacht, als Aberglaube in Bausch und Bogen abgelehnt worden war, fängt die Wissenschaft jetzt an, sich ernstlich mit ihm zu beschäftigen und ist im Begriff, den Weg zu finden, auf dem seine Phänomene aus dem Reich des Wunders in das Reich des gesetzmäßigen Geschehens übergeführt werden können. Eine Epoche auf diesem Wege bedeutet das umfangreiche Werk von Frau Dr. Fanny Hoppe-Moser, einer in zoologischen Kreisen anerkannten Forscherin, in dem zum ersten Male das gesamte Gebiet des Okkultismus mit seinen Hunderten von Phänomenen unter genauer Durchforschung der ungeheuren Literatur — das Verzeichnis umfaßt 500 Titel auf 18 Großoktavseiten — kritisch behandelt wird. Es ist darum epochemachend, weil für einen großen Teil der Phänomene, die physikalischen, eine durch Experimente gestützte Erklärung gefunden und für die anderen Gebiete Thesen aufgestellt werden. Diese harren freilich erst des strikten Beweises, eröffnen aber Perspektiven, die jene prophetischen Worte Schopenhauers rechtfertigen würden. Das Buch ist freilich nicht leicht durchzuarbeiten, es leidet an vielfachen Wiederholungen; bei den häufigen Verweisungen (s. o. und s. u.) fehlen die Seitenzahlen; auch Druckfehler finden sich, Schönheitsfehler, die hoffentlich bei einer zweiten Auflage vermieden werden.

Der Untertitel heißt: „Täuschungen und Tatsachen." Der Okkultismus ist in Verruf gekommen, weil sein Gebiet von Betrug geradezu überwuchert ist: von dem geschäftlichen Betrug durch Leute, die mit Taschenspielerei sich einen Erwerb zu verschaffen wußten; mit dem Betrug der Privatmedien aus Geltungsbedürfnis, unterstützt durch Gönner mit zum Teil geachteten Namen, Halluzinationen der Teilnehmer bei den Sitzungen, unbewußtem Betrug des Mediums im Trance, weil das Experiment nicht gelingen will. „Das Medium betrügt, so oft es kann." Die Geschichte des okkulten Betrugs wird in aller Ausführlichkeit dargestellt; die Verfasserin ist selbst mit großer Skepsis an die Untersuchungen herangegangen, aber sie muß feststellen: ein Rest bleibt, der mit den bisherigen Methoden nicht erklärt werden kann, und das, obwohl sie hier Dinge findet, die den von der Wissenschaft festgestellten Naturgesetzen schnurstracks widersprechen, wie die Klopftöne, die tanzenden Tische, die Gewichtsveränderungen, die Apporte (plötzliches Verschwinden und Wiedererscheinen von Gegenständen), die Materialisationen und Dematerialisationen. Sie stellt das fest trotz Untersuchung mit allen möglichen Vorsichtsmaßregeln gegen Betrug und Täuschung. Denn für die wirkliche Wissenschaft kommt es nicht darauf an, was man bisher für möglich hielt; das sind schließlich doch subjektive Anschauungen, und was wir Naturgesetze nennen, sind

nur Abstraktionen von den bisherigen Beobachtungen; eine festgestellte Tatsache kann sie umstoßen. Es handelt sich nicht darum, was „möglich", sondern was wahr ist.

Eine Voraussetzung wird freilich gemacht: es geht auch beim Okkultismus nur um Dinge des Diesseits. Die Theorien des Spiritismus, die Zurückführung der Phänomene auf Geister, auch alle Versuche, mit Verstorbenen in Berührung zu kommen, werden rundweg abgewiesen, obwohl die Vf. indischer Mystik zuneigt und hier über das rein Wissenschaftliche hinausgeht. Die Geister spielen ja bei den Medien eine große Rolle: die Medien behaupten, daß Geister durch sie sprächen, deren Namen sie nennen; sie unterscheiden mehrere Geister, bis zu 17 in einem Medium, die nach Sprache und Art unterschieden und niemals verwechselt werden. Aber solche Erscheinungen erklären sich als Spaltungen der Persönlichkeit, ein der Psychiatrie bekannter Vorgang; die Botschaften der Verstorbenen, deren Inhalt jammervoll armselig ist, sind eigene Gedanken des Mediums oder durch Telepathie übertragene Gedanken der Zirkelteilnehmer. Die Phänomene des Okkultismus sind nicht übernatürlich, sondern transnormal, aber auf der Ebene des Diesseits.

Die wirklichen Phänomene werden in vier Klassen eingeteilt: Telepathie, Telästhesie (darunter Fernsehen), physikalische Erscheinungen und animalischer Magnetismus. Das Bedeutsame ist nun, daß für die beiden letztgenannten Gebiete eine Zurückführung auf bekannte Kräfte, also eine wissenschaftliche Erklärung, angegeben wird, die dies ganze große Gebiet aus dem Dunklen ins Helle rückt, es also dem „Okkultismus" im eigentlichen Sinne entnehmen würde. Es ist die Entdeckung von G. Oppenheim, daß die im Menschen vorhandene Elektrizität, die aus Fingern, Zehen, Achselhöhlen ausstrahlt, sich durch einen bestimmten Trick derartig aufspeichern läßt, daß der Mensch die Eigenschaften eines elektrostatischen Körpers zeigt: bewegliche Gegenstände werden angezogen, ausgeschaltete Glühlampen zum Leuchten gebracht, die Kleider bauschen sich jedem sich nähernden Gegenstand entgegen wie lebendig oder vom Winde bewegt, die Haut gibt außer Schweiß auch gasförmige Produkte ab. Oppenheim hat diesen Trick auch Andere, darunter die Verfasserin, gelehrt, er hat damit die bei den Medien vorhandenen, bisher unerklärlichen Kräfte auf eine Kraft zurückgeführt, die jedem Menschen in irgendeinem Maße eigen ist und bei den Medien sich nur in höherem Grade zeigt, besonders verstärkt durch Trance. Es ist damit auch die wirkende Ursache des animalischen Magnetismus entdeckt: die Verfasserin meint, damit sei überhaupt das Agens des Vitalismus, die Lebenskraft, gefunden.

Es kann gar nicht stark genug betont werden, was damit für die Erklärung der okkulten Phänomene geleistet ist. Die tanzenden, sich vom Boden erhebenden Tische, das Spielen auf Instrumenten ohne Hand, die Pochgeräusche, die Spukhäuser sind nichts Geheimnisvolles und Beängstigendes mehr. Christoph Blumhardt sah in der Gottliebin Dittius eine Besessene, aus der der Teufel ausgetrieben werden müßte. Jetzt sind die von ihr verursachten Geräusche als elektrische Fernwirkungen nachgewiesen. Ja, selbst die Materialisationen, wenigstens in rudimentärer Form, sollen auf diesem Wege erklärt werden können. Aber das eine Experiment eines Züricher Elektroingenieurs, das die Verfasserin anführt, ist noch eine zu unsichere und ungenügende Unterlage für die darauf aufgebauten Schlüsse.

Doch mit dieser Zurückführung der okkulten Kräfte auf eine bekannte Kraft ist nur erst ein Teil der Arbeit geleistet. Das Seltsame ist, daß nicht bloß durch Tricks, wie Oppenheim sie ausführt, sondern durch unmittelbare seelische Anstrengung die Phänomene hervorgebracht werden, daß sie vom Willen abhängig sind, daß sie Intelligenz zeigen, Botschaften bringen. Und darin treffen sie mit den anderen Hauptgebieten des Okkultismus, der Telepathie und Telästhesie, zusammen. Auf dem seelischen Gebiet hat freilich die Wissenschaft schon weithin ihre Anerkennung der Tatsachen aussprechen müssen. Noch vor 50 Jahren wurden Hypnose und Suggestion bestritten, die jetzt von der zünftigen Medizin als Heilmittel verwendet werden. Noch länger ist die Telepathie als Aberglaube verurteilt worden, während jetzt, nachdem im Radio ein technisches Seitenstück für diese Kraft der Seele gefunden worden ist, an der Tatsächlichkeit der Vorgänge nicht mehr gezweifelt werden kann. Mit Recht sagt die Verfasserin, Ablehnung sei mit Ehrlichkeit nicht mehr vereinbar. Freilich ist eine wirkliche, restlose Erklärung noch nicht da, aber wir sind ja zufrieden, wenn wir auf irgendeine Weise ein Phänomen uns begreiflich machen können, so wie bei den elektrischen Kräften des Menschen die elektrischen Fische als Parallele dienen können. Noch halb auf körperlichem Gebiet liegt die Psychometrie oder Hylomantie: die Erscheinung, daß einzelne Medien aus einem Gegenstand, den ein Mensch auf seinem Körper getragen oder auch nur berührt hat, über seine Person und seine Schicksale wichtige Aussagen machen können, wie der Schweißhund danach die Spur verfolgen kann. Hier bietet der Rutengänger eine Parallele, dessen Rute sonst über allen Metallen ausschlägt, aber wenn er ein bestimmtes Metall vorher berührt hat, nur über diesem.

Ueber die Telepathie hinaus geht aber das räumliche und zeitliche Fernsehen, das als Tatsache nicht mehr abgeleugnet werden kann, die Präkognition, die Fähigkeiten der ärztlichen und Kriminalmedien, eine bunte Fülle von ganz außerordentlichen Erscheinungen, vor denen wir wie vor unlösbaren Geheimnissen stehen. Es handelt sich hier um das dunkle Gebiet des Unterbewußtseins; was vom Leben der Seele uns bewußt wird, ist nur ein Teil, vielleicht der kleinste Teil. Das meiste bleibt im Unterbewußtsein verborgen und tritt nur in seltenen und außerordentlichen Fällen in das Bewußtsein über. Aber die Seele „denkt" immer, wie der Traum beweist. Im tiefen Traum und im Trance ist die Seele ganz bei sich und entwickelt darum ihre vollen Fähigkeiten. Das Gedächtnis des Unterbewußtseins ist unbegrenzt, daher tauchen plötzlich Eindrücke wieder auf, von denen wir niemals etwas wirklich gewußt haben, die aber einmal zu uns gekommen sind. Bei den Medien wird nur offenbar, was bei jedem Menschen potentiell vorhanden ist. „Wir sind alle Medien, das Okkulte ist keine Krankheitserscheinung."

Die fünf Sinne sind nicht das einzige Tor der Seele. Es muß anerkannt werden, daß die Macht der Seele über die Peripherie des Körpers hinausreicht, daß sie unabhängig ist von allen räumlichen und zeitlichen Fernen. Sie hat auch unmittelbaren Zugang zum zeitlich Fernen und Verborgenen, wie schon Goethe zu Eckermann gesagt hat: „Soviel ist wohl gewiß, daß in besonderen Zuständen die Fühlfäden der Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch einen wirklichen Blick in die nächste Zukunft gestattet." Ja, sie „schwingt im kosmischen Rhythmus und bekommt überallher Eindrücke".

Das sind Thesen, die bisher nur Vermutungen sind, aber auf der Grundlage von bedeutsamen Tatsachen. Faraday hat gesagt: „Wenn durch die Macht des Willens auch nur ein Strohhalm bewegt werden könnte, müßte die Auffassung des Weltalls geändert werden." Sie muß geändert werden. Sie war bisher materialistisch; trotz der Auflösung des Stoffes in Energie durch die Atomforschung denken wir alle noch viel zu materialistisch. Es gilt mutig und ehrlich die Folgerungen ziehen aus den neuen Erkenntnissen, die uns nun auch die wissenschaftliche Erforschung des Okkultismus bringt. Es wird dann vieles ein anderes Aussehen bekommen, auch unsere Auffassung von Orakel und Hexen, Zauber und Spuk, biblischen und außerbiblischen Wundern müssen einer Revision unterzogen werden. Wir sind auf dem Wege zu einer neuen Wissenschaft von der Seele aus. Der Okkultismus ist noch keine Wissenschaft, aber werdende Wissenschaft; das ist die Erkenntnis, die das Buch von Dr. Moser bringt.

Dessau Ewald Stier

Jakob Grimm

Es ist wenigen Männern der deutschen Geistesgeschichte, die durch grundlegende wissenschaftliche Forschungen eine hervorragende Stellung einnehmen, beschieden gewesen, auch in dankbarem Gedächtnis des Volkes nachwirkend weiterzuleben. Das edle Brüderpaar Jakob und Wilhelm Grimm gehört zu diesen Männern, und ihre volkstümlichen Schriften, zumal ihre Sammlung der „Kinder- und Hausmärchen", sind wenigstens in Auswahl zu Hausbüchern im besten Sinne des Wortes für alle Schichten unseres Volkes geworden. Darüber hinaus ist Jakob Grimm,[1]) von dem hier gesprochen werden soll, den „Gebildeten" mehrerer Generationen unseres Volkes als Vorbild wahrer Bildung, umfassender Gelehrsamkeit und vaterländischer Pflichterfüllung im strengen Dienst der Wissenschaft erschienen. Er galt ihnen als der eigentliche Begründer der germanistischen Philologie, deren Begriffsbestimmung er wesentlich erweitert hat, die ihm ihre Selbständigkeit verdankt und die er eigentlich erst zu einer Wissenschaft vom Seelenleben des deutschen Volkes machte. Wohl hat es schon vor ihm bemerkenswerte Ansätze dazu gegeben, aber erst er hat wirklich den undurchdringlichen Wald gerodet, umgepflügt, damit Generationen nach ihm auf fruchtbarem Acker ernten konnten. Man hat, oft nicht ganz mit Unrecht, die Philologie einer verknöcherten Pedanterie beschuldigt. Aber Jakob Grimm ist den oberflächlichen Urteilen vieler Menschen unserer Zeit über die Philologie durch die Lebendigkeit und den Ernst seiner Betrachtung überzeugend entgegengetreten, wie sie früher nur auf das klassische Altertum, nicht aber auf die altdeutsche Literatur und auf die Ueberlieferungen unseres Volkes angewandt wurde. Ja, er ist oft gegen die Ueberheblichkeit seiner eigenen Fachgenossen zu Felde gezogen, die die ungeschriebenen Ueberlieferungen nie recht ernst nehmen wollten, und hat gerade damit das unvergängliche Volksgut, wie es in Lied, Märchen, Sage, in Kinderreimen und Weistümern lebendig geblieben ist, zum Besitz des Volkes gemacht. Von poetischer Empfänglichkeit, „ein Genie der Kombination", als das ihn sein Biograph Wilhelm Scherer vortrefflich charakterisierte, hat er durch das strenge Gesetz, das der wissenschaftlichen Forschung aufgegeben ist, durch den „Scharfsinn der Liebe" zu allem Volkhaften, wie Ludwig Speidel schreibt, deutsches Leben in seinen sinnfälligen Erscheinungen sichtbar werden lassen. In der deutschen Sprache, die er erforschen und deren wesenhafte Schönheit in Gestalt und Rhythmus er verkünden wollte, entdeckte er die Poesie, in den Rechtsaltertümern Kraft und Eigenheit des Bauernstandes, in dem versunkenen Schatz der Märchen das naturhafte Sinnbild des Leben- und Phantasiereichtums unseres Volkes. Immer stand die Idee des Volkstums im Mittelpunkt seines Denkens, so wie der Geist der Romantik seine Arbeit beflügelte.

Am 4. Januar 1785 in Hanau geboren, wo sein schon 1796 verstorbener Vater die Stellung eines fürstlichen Stadt- und Landschreibers bekleidete, besuchte er gemeinsam mit seinem um ein Jahr jüngeren Bruder Wilhelm das Lyzeum zu Kassel und bezog 1802 die Marburger Universität, um anfangs Rechtswissenschaft zu studieren. In dem großen Rechtsgelehrten Friedrich Karl von Savigny fand er seinen ersten Lehrer und Berater, dem er viel zu verdanken hat und der ihn 1805 nach Paris kommen ließ, um ihn hier bei den Vorarbeiten zu der „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" zu verwenden. Im Herbst des gleichen Jahres nach Deutschland zurückgekehrt, fand er durch Empfehlung Johannes von Müllers in Kassel eine Anstellung als Kriegssekretariatsakzessist, wurde 1808 zum Bibliothekar der Privatbücherei des Königs Jérôme nach Wilhelmshöhe berufen, 1809 zum Staatsratauditor ernannt und war später als Legationssekretär in Paris und auf dem Wiener Kongreß für die Rückgabe der geraubten deutschen Handschriften tätig. Nach vierzehnjähriger Dienstzeit als zweiter Bibliothekar an der Kasseler öffentlichen Bibliothek, wo auch sein Bruder Wilhelm als Sekretär amtierte, wurde er 1830 wieder gemeinsam mit seinem Bruder als Bibliothekar und Professor nach Göttingen berufen, wo Dahlmann und Gervinus lehrten. Als aber König Ernst August von Hannover das Staatsgrundgesetz von 1833 am 1. November 1837 kurzerhand aufhob, widersetzten sich, der Stimme ihres Gewissens folgend, die Brüder Grimm und fünf weitere Professoren diesem willkürlichen Gewaltakt, in dem sie eine rechtliche Unmöglichkeit sahen. Sie wurden ihrer Aemter enthoben, Grimm, Dahlmann und Gervinus des Landes verwiesen. 1840 wurden beide, Jakob und Wilhelm, von Friedrich Wilhelm IV. als Mitglieder der Preußischen Akademie der Wissenschaften nach Berlin berufen. Kein eigentlicher Parteimann im engeren Sinne (sein politisches Bekenntnis beschränkte sich im wesentlichen auf den Glauben, daß Preußen zur Führung Deutschlands berufen sei), wurde Jakob Grimm 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt, wo er den Wahlkreis Mülheim a. d. Ruhr vertrat, aber kaum hervorgetreten ist. Am 20. September 1863, vier Jahre nach dem Tode seines Bruders Wilhelm, ist er in Berlin gestorben.

Innerhalb dieses seines äußeren Lebensganges ist das Werk seiner eigentlichen Berufung und Begnadung erwachsen. Es ist, was die starke Unmittelbarkeit des in ihm wirkenden lebendigen Geistes anbetrifft, ein Werk zu Ehre und Ruhm der altdeutschen Literatur und der deutschen Sprache, deren Laut- und Formenwelt er uns historisch begreifen lehrte. Sein erstes Büchlein „Ueber den deutschen Meistergesang", 1811 erschienen, war schon insofern von besonderer Bedeutung, als er darunter die gesamte deutsche Kunstlyrik des Mittelalters verstehen wollte und sich darin gegen die übliche Trennung zwischen Meistersängern und Minnesängern wandte. Seinen einzigartigen wissenschaftlichen Ruhm jedoch begründeten erst seine sprachwissenschaftlichen und sprachgeschichtlichen Studien in der „Deutschen Grammatik", deren erster Band 1819 erschien. Dieses Werk ist zum Vorbild für die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts geworden, „ein Grund- und Eckstein der Geisteswissenschaft überhaupt", wie Wilhelm Scherer in seiner 1885 gehaltenen „Rede auf Jakob Grimm" bekannte. Grimm, der die Mängel der altdeutschen Grammatik empfand, erscheint hier weniger als Sprachlehrer, denn als Sprachforscher, dem es mehr auf die Ergründung des Werdens und Wandels der deutschen Sprache als auf eine Neubildung ankam. Indem er ihren Ursprung auf-

[1]) Vgl. den Aufsatz über W. Grimm CW 161 ff., Fr. V. 77 ff.

spürte, ihre Fortbildung verfolgte, gelang ihm vielleicht weniger eine deutsche Grammatik als eine Geschichte der Formenlehre der germanischen Sprache. Mit genialer Ueberlegenheit übte er die historische Methode, die in der Frühzeit die Wurzeln des Heute aufsuchte und unter Zuhilfenahme der methodischen Vergleichung die verwandtschaftlichen Zusammenhänge aufzeigte, die die arischen Sprachen miteinander verbinden. Er hat, immer den Blick auf das germanische Altertum gerichtet, uns, wie vorher Herder, das Erkennen von Fühlen und Denken anderer Völker gelehrt. Es können uns hier nicht die eigentlichen grammatischen Hauptleistungen in ihren Einzelheiten interessieren, als vielmehr der Geist, der sie schuf. Es war der Geist der Ergründung der geheimnisvollen Ströme, die durch die Sprache unseres Volkes fluten, und der in der von ihm ausgebildeten Sprachforschung ähnliche Unternehmungen anderer Völker befruchtete.

Ein Werk von gleicher, nachwirkender Bedeutung war seine Sammlung der „Rechtsaltertümer", die zu hüten und zu betreuen und als bestes deutsches Volksgut vor der Vernichtung zu retten ihm ebenso wichtig war wie Volkslied, Sage und Märchen. In diesem Werk entdeckte er die Poesie im altdeutschen Recht, das ihm aus gleicher Quelle geflossen schien wie die Poesie eines Volkes. So benutzte er nicht die offiziellen Rechtsdenkmäler, sondern die sogenannten Weistümer, wie wir sie in den Selbstaufzeichnungen der Bauern[2]) und in den im Volke umlaufenden Rechtssprichwörtern besitzen und die in ihrer lebendigen Anschaulichkeit nachzulesen auch heute von besonderem Reiz ist.

Wenn jetzt von drei weiteren bedeutenden Arbeitsleistungen Grimms gesprochen werden soll, die seinen Namen unvergänglich im Bewußtsein des Volkes lebendig gehalten haben, so muß hier der innigen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft mit seinem Bruder Wilhelm gedacht werden. Erst dieser seltenen brüderlichen Einheit ist es zu verdanken, daß uns das volkstümlichste deutsche Prosa-Erzählbuch, die „Kinder- und Hausmärchen", die „Deutschen Sagen" und „Das deutsche Wörterbuch" (dieses wenigstens in seiner Grundlegung), geschenkt wurden.[3]) Jakob ist sich trotz gemeinsamen Zieles auch der Verschiedenheit der Individualitäten bewußt gewesen. Wie sehr er aber auf den Bruder im besonderen Sinne angewiesen war, bezeugt eine aufschlußreiche Briefstelle aus dem Jahre 1827: „In meinen Arbeiten habe ich wenig Hilfe von ihm, weil ich hitziger bin und ihm vorauslaufe, aber er steht mir wie ein heimlicher stärkender Hintergrund bei, den ich nicht entbehren will."

Aus der Gemeinsamkeit des Zieles haben Beide als Ertrag unermüdlicher Sammlung, gemeinsamer Wanderungen und treuer Hingabe im Zuge der Bestrebungen der national-romantischen Bewegung, wie Josef Prestel die jüngere oder Heidelberger Romantik nennt, 1812 den ersten Band der „Kinder- und Hausmärchen" erscheinen lassen, die bis auf den heutigen Tag als bestes deutsches Volksbuch lebendig geblieben sind und durch nichts Aehnliches, auch nicht durch die Märchenwerke von Musäus und Bechstein, ersetzt werden können. Welche bedeutende Leistung die Brüder Grimm mit der Erweckung des deutschen Märchenschatzes vollbrachten, wird eigentlich erst deutlich, wenn man die Aschenbrödelrolle bedenkt, die das Märchen in der Zeit des Humanismus und der Aufklärung einnahm. Indem sie das Märchen aus der französischen Feenkonvention befreiten und aus mündlichen Ueberlieferungen, auch aus den Schwankbüchern des 16. Jahrhunderts u. a., ihnen das schöne Kleid ihrer heutigen Gestalt und den tiefen Sinn kindhafter Weltanschauung gaben, haben sie den unvergleichlichen Phantasie- und Erlebnisreichtum der Volksseele vor Vergessen und Vernichtung gerettet.

Es gibt allerdings auch in unserer Zeit Menschen, die diese Grimmschen Märchen ihres volkstümlichen Wertes entkleiden wollen, sie zu einer literarischen Gattung erklären und den „unverfälschten" Aufzeichnungen der Wisser und Grudde den Vorzug geben. Die Bedeutung dieser beiden verdienstvollen Märchenhüter[4]) soll gar nicht bestritten werden; mit ihnen aber das Werk der Brüder Grimm vergessen zu machen, sind wenig fruchtbare Unternehmungen, die, wie Friedrich von der Leyen einmal ganz richtig schrieb, „aus überkritischer Zersetzungsfreude und aus dem Scheuklappenblick der Wissenschaft entstanden sind".[5])

Den Grimmschen „Deutschen Sagen" ist dagegen nicht der gleiche Erfolg wie ihren Märchen zuteil geworden. Sie haben jedoch wesentlich dazu beigetragen, das Volkssagengut in seiner nationalen und sittlichen Bedeutung in weiten Kreisen des Volkes bekannt werden zu lassen.

Ein gleichermaßen dem Geist wie dem sachlichen Gegenstande nach einzigartiges Werk ist die Begründung des großangelegten Nationaldenkmals der deutschen Sprache in Ausdruck, Bedeutung und Gebrauch: des „Deutschen Wörterbuchs" durch die Brüder Grimm, das, bis heute noch nicht abgeschlossen, im Jahre 1938 seine Jahrhundertfeier begehen kann. Dieses Wörterbuch sollte nach dem Plane der Brüder nicht etwa ein Werk im Sinne des Dictionnaire der französischen Akademiker sein. Sie dachten an ein ungleich umfassenderes alphabetisches Verzeichnis der Wörter der deutschen Sprache. In einem Brief an

[2]) Neben dem Werk von Grimm selbst (siehe auch den Auswahlband „Ueber die deutsche Sprache", Insel-Bücherei Nr. 120, und „Drei Reden Jakob Grimms", Reclams U.B. Nr. 5311, sei auch in diesem Zusammenhang auf die eindrucksvolle Sammlung „Deutsche Bauernweistümer" hingewiesen, die der bekannte Rechtshistoriker und Volkskundler Eberhard von Künßberg bei Diederichs, Jena, herausgegeben hat.

[3]) Eine ausgezeichnete Zusammenstellung, die die bedeutendsten und schönsten Schriften der Brüder vereinigt, ist kürzlich in Kröners Taschenausgaben erschienen: Die Brüder Grimm, „Ewiges Deutschland". Ihr Werk im Grundriß. Herausgegeben von Will Erich Peuckert (Alfred Kröner, Leipzig).

[4]) Wir verweisen auf: Wilhelm Wisser, „Auf der Märchensuche" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg), auf die zweibändige Ausgabe der „Plattdeutschen Märchen" des gleichen Verfassers (Verlag Eugen Diederichs, Jena); ferner auf die „Plattdeutschen Volksmärchen aus Ostpreußen", die Hertha Grudde aufgezeichnet hat (Graefe & Unzer, Königsberg i. Pr.).

[5]) Als die beste, pietätvollste und, wie wir glauben, ihrer geistigen Ordnung nach sinnvollste Ausgabe der Grimmschen Märchen erscheint uns die von Friedrich von der Leyen herausgegebene zweibändige Sammlung „Grimms Haus- und Kindermärchen" (Diederichs, Jena). Eine weitere schöne Gesamtausgabe ist die des Insel-Verlages, Leipzig. Siehe auch Insel-Bücherei Nr. 441, 442, 443. Sehr reizvoll ist die bei Elwert in Marburg erschienene dreibändige Ausgabe mit Ubbelohdeschen Bildern.

Lachmann schrieb Jakob Grimm: „Das Werk soll in sich begreifen alles, was die hochdeutsche Sprache vermag, nach der Ausprägung, die ihr in drei Jahrhunderten durch Dichter und tüchtige Schriftsteller widerfahren ist.“ Und an anderer Stelle: „Es soll ein Heiligtum der Sprache gründen, ihren ganzen Schatz bewahren, Allen zu ihm den Eingang offenhalten. Das niedergelegte Gut wächst wie die Wabe und wird ein hehres Denkmal des Volkes, dessen Vergangenheit und Gegenwart in ihm sich verknüpfen.“ Auf sieben Bände war dieses Wörterbuch veranschlagt, die in sieben Jahren fertig sein sollten. Nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit lagen drei Bände vor. Wohl setzten nach dem Tode der Brüder Hildebrand, Lexer, Weigand, Wülcker, Heyne u. a. die Arbeit fort, die aber, nachdem diese germanistische Generation Grimmscher Tradition ausgestorben war, um 1900 ins Stocken geriet und ernstlich gefährdet war. Erst nachdem die Preußische Akademie das Unternehmen ganz betreute, nahm unter Führung Gustav Roethes und unter Zuhilfenahme neuer arbeitstechnischer Organisation die Arbeit ihren Fortgang. 1930 wurde in Berlin als Fortsetzung der Göttinger Zentralstelle die „Arbeitsstelle für das Deutsche Wörterbuch“ begründet. Man glaubt, daß das große Werk nunmehr in etwa 10 Jahren abgeschlossen ist. Mit diesem Deutschen Wörterbuch wird dann ein erhabenes Erinnerungsmal an das edle Brüderpaar vollendet sein, das auch die reiche Lebensarbeit Jakob Grimms in ihrer Größe und Schönheit unvergessen macht.

Berlin Walther G. Oschilewski

Wie tut sich Gott in den Zeitereignissen kund?

Die religiöse Sinndeutung des Weltkriegs durch Johannes Müller und Christoph Blumhardt

1. Das Problem

Die Frage: Offenbart sich Gott nur in der Heiligen Schrift oder auch im geschichtlichen Geschehen der Gegenwart, redet er zu uns nur durch das Wort der Bibel oder auch durch die Ereignisse der Zeit, und wie tut er das? beschäftigt augenblicklich die Theologie in hohem Grade; es sei nur an die Auseinandersetzung zwischen Hirsch und Tillich erinnert. Es ist aber vielleicht gut, wenn wir nicht nur die Theologen fragen, sondern zu Männern gehen, die sich bewußt sind, einen besonderen Auftrag an die heutige Welt zu haben. Es sind ja doch letztlich nicht die Schriftgelehrten, sondern die Propheten und gottgesandten Männer, die in unserem Glauben das entscheidende Wort zu sagen haben. Ich möchte darum einmal an einem Ereignis der jüngsten Vergangenheit, dem Weltkrieg, dem wir heute mit einiger Objektivität gegenüberstehen können, aufzeigen, wie zwei Männer solcher Art, Johannes Müller und Christoph Blumhardt der Jüngere, sich dazu gestellt haben, wie und auf welche Weise sie hier die Stimme des lebendigen Gottes zu vernehmen glaubten. Die Folgerungen für die Gegenwart sind dann daraus leicht zu ziehen. Beide Männer haben sich eingehend als Christen und gläubige Menschen über diesen Krieg ausgesprochen, Johannes Müller in seinen „Kriegsheften“ der Grünen Blätter (Verlag der Grünen Blätter, Elmau) und in seinen „Reden über den Krieg“ (Beck, München), Blumhardt in seinen Predigten aus dieser Zeit, veröffentlicht in dem Predigtband: „Christoph Blumhardt, Gottes Reich kommt“, 1907—1917, herausgegeben von Lejeune (Rotapfelverlag, Erlenbach bei Zürich), dazu kann man noch die „Hausandachten von Blumhardt“ aus den Jahren 1913—1916 nehmen (Holland & Josenhans, Stuttgart, 2. Aufl. 1921). Beide ringen um den göttlichen Sinn dieser gewaltigen Ereignisse, kommen aber dabei trotz starker Berührungspunkte zu ganz verschiedenen Ergebnissen.

2. Johannes Müller

Mit der ganzen Leidenschaft seiner Empfindung und glühender Vaterlandsliebe hat sich Johannes Müller der nationalen Begeisterung, die 1914 das deutsche Volk ergriff, hingegeben, und dies, obwohl er erklärt, daß er eigentlich ein radikaler Gegner des Kriegs sei und ihn als eine menschenunwürdige Barbarei empfinde. Aber der „heimliche Krieg“, der schon seit Jahren die Völker untereinander entzweite, das Mißtrauen gegeneinander, das Wettrüsten, die verlogene Diplomatie, erschien ihm nicht weniger barbarisch. Insofern bedeutete ihm der Krieg nichts anderes als den fast notwendigen Ausbruch einer schleichenden Krisis, das Ausschwären eines krankhaften Zustandes der Völker. Bald aber trat diese Ueberlegung, die die Schuld am Krieg mehr in der allgemeinen Verfassung der in Europa führenden Völker sah, zurück hinter der andern, daß wir Deutsche ruchlos von übelwollenden Feinden überfallen wurden und nun in größter Todesnot um unser Leben ringen müssen. In dem allem unterscheidet sich Müller nicht wesentlich von den meisten Deutschen der damaligen Zeit. Aber er glaubt nun tiefer zu sehen. Er hatte schon lange aufs schwerste unter der Entartung unsrer ganzen Kultur gelitten, die in sterilem Intellektualismus, flacher Aeußerlichkeit, Ichwahn und Selbstsucht unterzugehen drohte. Der Krieg war ihm in dieser Hinsicht ein Gericht Gottes über eine Menschheit, deren Zivilisation hohl und morsch war und nur äußerlich das Chaos einer von Gift- und Konfliktstoffen geschwängerten Kultur überdeckte. Das instinktive Widereinander und der Egoismus der Menschen mußte schließlich zu einer solchen Katastrophe führen. Der Zusammenbruch war notwendig, wenn anders wir von dieser verfehlten Zivilisation erlöst werden sollen.

Aber das ist nur die eine Seite des Kriegs. Auf der andern Seite schien ihm der nationale Aufschwung, den er in tiefster Seele miterlebte, auf einmal alles das hervorzutreiben, wonach er schon seit Jahrzehnten gestrebt hatte und was er in den Menschen hatte wecken wollen. Die Erlösung von dem Ichgeist, die freudige Hingabe von Gut und Blut, das willige Sichopfern, das Gliedempfinden, daß man sich über die Schranken der Stände und Klassen als Brüder empfand und dies alles so selbstverständlich, fröhlich, freudig — all das schien zu zeigen, daß jetzt mit einem Male, und zwar ganz von selbst, das sich vollzog und lebendig wurde, was ihm immer vorgeschwebt hatte, ein neues Menschentum, eine neue Art des Lebens aus der schöpferischen Kraft Gottes heraus. So wird ihm dieser Kriegsausbruch „zum nationalen Erlebnis

Gottes". „Er hat sein Volk heimgesucht. Er ist mitten unter uns getreten" (I S. 167).

Von da aus ist es verständlich, daß Müller in diesem Krieg nicht nur das Aufflammen vaterländischer Begeisterung erblickte, sondern direkt eine „Offenbarung Gottes" (I S. 163). Gott ist es, der jetzt zum Volk redet, mehr noch, der im Volk ein Neues schafft, ihm zu einer Wiedergeburt verhilft. Unser Volk „sucht" darum Gott nicht mehr, „es hat ihn gefunden" (I S. 167). Und nun richtet Müller in einem Aufsatz im 2. Kriegsheft: „Und die Kirche?", die Frage an diese: „Vernimmt sie das lebendige Wort Gottes, das heute an unser Volk und die Menschheit ergeht, und vermag sie es auszusprechen?" (II S. 201).

Wird sie den lebendigen Gott, der in den verheerenden und reinigenden Wettern des Kriegs uns heimsucht, erleben und ihre Theologie und ihren getüftelten Glauben unter der Wucht der hintersinnlichen Wirklichkeit in Flammen aufgehen lassen? (II S. 201).

Oder wird sie in der Befangenheit ihrer Begriffe und Dogmen und in ihrem Kult des Vergangenen an dem lebendigen Gott vorbeigehen? Und er ruft er ihr zu:

Gott hat uns neue Texte gegeben. Sehet zu, daß ihr darüber predigt, und laßt die alten Perikopen, bis er wieder weniger deutlich zu uns redet als heute. Sonst ist zu befürchten, daß ihr uns das lautere Gotteswort, das heute lebendig in unsere Seelen schallt, fälscht und verkehrt (I S. 167).

Das lebendige Wort Gottes, der Wille Gottes, der in dieser Stunde an die Deutschen ergeht, ist aber nichts anderes als

die nationale Wiedergeburt des Volkes, die als solche auch eine religiöse sein wird, wenn sie wirklich erfolgt, ist der Neuaufbau seines völkischen Daseins auf politischem, sozialem und persönlichem Gebiete, ist die Entbindung des deutschen Wesens aus seiner Besessenheit von Geld und Wissen... und mit dem allem das Heranreifen für die Sendung des deutschen Volkes, zu der wir zum Besten der Menschheit berufen sind (II S. 205).

Wir sehen also, wie sich bei Müller Nationalismus und Christentum völlig ungebrochen miteinander verbinden. Wer für das deutsche Volk kämpft, kämpft damit für ein neues Menschentum und eine neue Kultur, ja stellvertretend für die ganze Menschheit. Er kann es darum gar nicht begreifen, daß sich Menschen auch nur Gedanken darüber machen, wie sich beides vereinigen läßt.

Es ist unglaublich, aber wahr: in einem christlichen Blatt ist wirklich die Frage behandelt worden, wie sich ein Christ zum Kriege stellen soll. Das ist doch gar keine Frage. Wir werden nicht gefragt und haben nicht zu fragen, sondern wir haben zu marschieren. Wir haben den Krieg mit ganzer Seele zu ergreifen... Wir haben Gottes Willen zu tun, und Gottes Wille ist jetzt für uns, alle die Mächte, die uns einkreisen und vernichten wollen, zu zerschmettern (I S. 175). Von ihm erfüllt, von ihm durchglüht können und sollen wir Engeln gleich mit feurigem Schwert schlagen und vernichten, was er uns in unsere Hand gibt (I S. 178).

Das sind nur einige von den vielen Sätzen, die zeigen, daß hier ein Gefühl der Spannung zwischen Krieg und Christentum nicht mehr besteht. Ja, in einem Aufsatz: „Jesus und der Krieg", erklärt er, daß gerade der Krieg die Menschen in die Richtung der Nachfolge Jesu treibe durch das stellvertretende Leiden und Sterben für das Volk, und durch die Liebe, die das Leben läßt für die Brüder. „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist", das heiße, daß wir uns unserem Volke in Krieg und Frieden mit ganzer Seele ebenso hingeben sollen, wie Gott. Daß dieses Wort sich gerade gegen die nationale Bewegung seines Volkes richtet, daß der Kaiser, um den es sich da handelt, gerade der Unterdrücker des unter der Fremdherrschaft seufzenden Volkes war, ist ihm freilich wie so vielen Andern entgangen.

Doch schon 1915 mußte Müller konstatieren, daß „die gewaltigen inneren Wirkungen, die wir vor einem Jahr erlebten, in bedenklicher Weise zurückgegangen, wenn nicht weithin verschwunden sind" (IV S. 74). Dieser Eindruck verstärkt sich auch aus den Feldbriefen, die er veröffentlicht. Er mahnt, bittet, ruft zum Selbstgericht und zur Buße auf. Seine Kritik ist so rücksichtslos, daß die Zensur immer wieder eingreift und ihm ganze Abschnitte streicht. Besonders das 7. Kriegsheft ist voll von weißen Lücken. Er ist objektiv genug, die Schäden überall zu sehen, bei Hoch und Nieder, Offizieren und Mannschaften, daheim und draußen, während man ja sonst vielfach aus durchsichtigen Gründen (je nach dem politischen Standpunkt) einer Seite alle Schuld aufbürden und damit sich selbst von jeder Schuld reinwaschen wollte. Und dann kam der Zusammenbruch. Daß dieser ihn furchtbar treffen mußte, ist klar. Nicht nur als Vaterlandsfreund litt er darunter, wie die Andern auch, nein, ihm war eigentlich ein Himmel eingestürzt.

Woher kommt es, daß sich nichts von dem verwirklichte, was Müller prophezeit hatte, ja daß das Gegenteil davon eintrat, daß an Stelle neuen gotterfüllten Lebens die Verzweiflung an Gott und am Sinn des Lebens mächtig um sich griff, ja daß eine Verwilderung ohnegleichen die Folge des Kriegs war? Er und seine Freunde werden sagen: die Menschen haben eben versagt, sie waren der Größe der Stunde nicht gewachsen. Allein diese Erklärung erscheint mir allzu billig, zumal er immer wieder betont, daß es gar nicht auf die Masse ankommt, sondern auf die kleine Schar entschlossener Leute, die sozusagen als Pioniere sich ganz dem neuen Werden hingeben und damit auch den Weg für die Andern bahnen. Daß es an solchen Männern gefehlt habe, kann man wirklich nicht behaupten. Sie waren überall zu finden. Außerdem sagt Müller ja immer, daß es sich bei diesem ganzen Geschehen nicht um ein menschliches Machen handelt, sondern um ein beinahe biologisches Vonselbstwerden. Gott schafft jetzt in dieser heißen Schicksalsstunde die Menschen um, es bedarf auf seiten der Menschen nur der Empfänglichkeit und des gläubigen Draufeingehens. Daran hat es auch nicht gefehlt. Nein, der Fehler liegt im Ansatz. Müller wendet sich mit großer Energie dagegen, daß man Gott nur in der Vergangenheit suchen will und dabei sein lebendiges Walten in der Gegenwart überhört. Aus dem gegenwärtigen Geschehen glaubt er Gottes Stimme vernehmen zu können. Darin — das werden wir später sehen — liegt sicher etwas Richtiges. Aber er übersieht dabei die große Gefahr, daß man ohne die beständige Prüfung an der Bibel, d. h. an den überragenden Zeugnissen der Apostel und Propheten und vor allem Jesu, sehr leicht falsch hören, die Stimme des Bluts mit der Stimme Gottes, das Aufflammen nationaler Begeisterung mit dem Heiligen Geist, das Hervorbrechen vitaler Volkskräfte mit der schöpfe-

rischen Kraft Gottes verwechseln kann. Dieser Gefahr ist Müller zweifellos erlegen. Was wir 1914 erlebten, das war eine in ihrer Art gewiß wunderbare nationale Begeisterung. Begeisterung aber kann nicht ewig dauern, konnte in den viereinhalb Jahren eines mörderischen Krieges mit all seinen abstumpfenden Wirkungen nicht in derselben Weise weitergehen oder gar sich steigern. Nur Heiliger Geist, Geist Gottes schafft dauernde Früchte der Umwandlung. Selbstverständlich ist Heldentum, Opfersinn, Hingabe, Todesbereitschaft durch den Krieg geweckt worden. Aber hier soll man nicht so rasch von „Nachfolge Jesu" reden; sein Symbol ist das Kreuz, nicht das Schwert, die Liebe und nicht die Gewalt. Warum haben Propheten, warum hat vor allem Jesus es abgelehnt, den nationalen Bewegungen ihres Volkes so die religiöse Weihe zu geben, wie man es von ihnen verlangte? Weil es ihnen um das Reich Gottes ging und weil sie wußten, daß man die Sache dieses Reiches nicht einfach mit der nationalen Sache irgendeines Volkes gleichsetzen kann. Man mag den Krieg in dieser Welt unter gewissen Umständen für unvermeidlich erklären, aber man darf ihn nicht verklären, darf ihn nicht deshalb, weil der Krieg auch gute Wirkungen hat, zu einer christlichen Sache stempeln wollen.

Und warum überwogen schließlich im Krieg die verrohenden Wirkungen die guten? Weil im Krieg eben dämonische Kräfte entfesselt werden, die Leidenschaft des Hasses, des Mordes, der Lüge, die sich nicht ungestraft hier so furchtbar austoben. Es ist Spiegelfechterei, wenn man erklärt, daß dies nicht notwendige Begleiterscheinungen des Kriegs, vollends eines Krieges von heute mit all seiner Unmenschlichkeit und Grausamkeit, zu sein brauchen. In anderem Zusammenhang sagt dies Müller selbst. Ueber die Revolutionäre der Nachkriegszeit schreibt er:

> Ihr Grundirrtum, der sie um die Möglichkeit des Siegs bringt, besteht darin, daß sie Gewalt gegen Gewalt setzen wollen. Die Folge davon ist, daß uns alle ihre Gewaltat nur noch tiefer der Knechtschaft des Kapitalismus, der Macht und des Zwangs verhaften... Man kann nicht den Teufel durch Beelzebub austreiben. Nur von dem Seelischen aus und seiner Lebensentfaltung ist es möglich, die Welt zu überwinden. Nur Gottes Kraft stößt den Teufel in den Abgrund (Die Rettung 1919, 3. Heft der Grünen Blätter, Band 21, S. 138).

Was von der gewaltsamen Revolution gilt, gilt natürlich mindestens ebenso vom Krieg. Weil man auch hier Gewalt gegen Gewalt setzt, darum darf man nie glauben, daß dadurch ein „Neuland Gottes" erreicht werden könnte. Wirkliche Siege Gottes werden von einer ganz anderen Ebene her erkämpft, der Ebene, die Jesus uns vorangegangen ist und die er in seiner Bergpredigt uns gezeigt hat. Nie kann mit den Waffen der Welt Gottes Reich gebaut werden.

Wir sehen, es hatte schon seinen Sinn, wenn Luther einst den Schwärmern, die sich allein auf den „Geist" und die „innere Erleuchtung" beriefen, das „Wort" gegenüberstellte. Es ist notwendig, daß wir das, was uns an Erkenntnissen nach unserer Meinung geschenkt wurde, an dem messen und prüfen, was die großen Künder und Seher der Menschheit, die Propheten und vor allem der Menschensohn selbst, uns zu sagen haben. Wir werden dann wohl auch aus dem Geschehen der Gegenwart Gottes Stimme zu hören vermögen, aber mit Ohren, die an der Bibel geschärft sind für das, was wahrhaft göttlich ist, nicht getrübt durch menschliche Leidenschaften. Wie das geschehen kann, das zeigt Christoph Blumhardt.

3. Christoph Blumhardt

Auch Blumhardt sieht im Weltkrieg eine Katastrophe, die sich fast mit Notwendigkeit aus dem faulen und verderbten Zustand der Völker Europas ergab. Er sieht darum ebenfalls darin ein Gericht Gottes. Es muß das Böse, das in der Menschheit steckt, einmal ausschäumen und ans Tageslicht kommen. Schon vor dem Krieg (1911) hat er einmal gesagt: „Weil das Reich Gottes da ist, deswegen schäumt es aus dem Untergrund der Menschheit heraus. Aller Schmutz muß an die Oberfläche schäumen, herausbrechen wie ein Vulkan, so daß es an einzelnen Orten oft schauderhaft zugeht." Er ist darum nicht erstaunt, daß es so gekommen ist, und findet es „läppisch", wenn man angesichts dieses allgemeinen Zustands der Welt einem Volk, etwa Rußland, alle Schuld am Krieg zuschiebt (S. 259).[1] Er fügt sich darum in diese Kriegszeit als in eine Fügung Gottes. „Es ist der Herr", der auch darin waltet. Ueber dieses Thema redet er in seiner ersten Predigt am 7. August 1914. Es ist ein dunkler Weg, durch den wir tapfer hindurchschreiten müssen. Aber Blumhardt ist überzeugt, daß auch diese Zeit der Welt zum Heile dienen muß.

Bis dahin gehen Müller und Blumhardt scheinbar zusammen. Und doch ist ein Unterschied. Der Herausgeber der Predigten Blumhardts, Lejeune, drückt es so aus:

> Während die Kriegstheologen von den Wellen des Kriegs und der nationalen Begeisterung mitgerissen wurden und Gott gleichsam in den Dienst der Nationen und ihrer Kriege stellten, steht Blumhardt von allem Anfang an hoch über diesem Kriegsgetümmel und hält in seinem Glauben umgekehrt daran fest, daß Gott auch die Nationen und ihr Kriegstreiben seiner Sache dienstbar machen wird. (S. 439.)

Blumhardt identifiziert nie die Sache eines Volks mit der Sache Gottes. Immer ist es das Evangelium, die Botschaft vom kommenden Gottesreiche, um das es ihm geht. Nie wird der Krieg verklärt. Nie verfällt er der Versuchung, den Text der Bibel so umzubiegen, daß er eine Unterlage für eine patriotische Kriegsrede abgeben kann. So redet er etwa im Anschluß an Epheser 6, 10—17 von „unsrem Kampf". Dieser Kampf ist ihm nicht ein Kampf des deutschen Volks, das sich mit dem „Harnisch Gottes" anziehen solle gegen die feindlichen Völker, die in der Hand der „Fürsten und Gewaltigen, der Mächte der Finsternis" stehen, wie man es sonst etwa hören oder lesen konnte, sondern es ist der Kampf um das Reich Gottes im Gegensatz zu dem Geist der Welt, der jetzt überall so furchtbar zutage tritt. Ueber die Stelle Offenb. 6, 14 von den apokalyptischen Reitern redet er so, daß Jesus als der Sieger erscheint, Sieger gerade auch über die im Krieg lebendigen Mächte der Welt. (S. 388 ff.) Die Andacht über Römer 13, 11—12, behandelt die „Waffen des Lichts", die darin bestehen, daß wir die Augen auf „den neuen Menschheitstag", auf das Reich Gottes gerichtet haben. (S. 401 f.)

[1] Die Seitenangaben beziehen sich alle auf den Predigtband „Gottes Reich kommt", s. o.

So wird nie die klare Linie des Evangeliums verlassen. Das Evangelium darf nicht „wie ein Holzwurm in alle Kriegsgeschichten hinein", wie er einmal sagt (S. 379), darf nicht verweltlicht werden, so daß ihm gerade das Charakteristische, Andersartige verlorengeht, daß es die Welt nicht mehr überwindet, sondern vom Geist der Welt überwunden wird. Auch in seinem Andachtsbuch wird diese Linie eingehalten. Die ganze Not der Welt liegt ihm auf dem Herzen, das Toben der losgelassenen Dämonen, und er bittet um Erlösung für Alle und das Kommen des göttlichen Reiches. Die drei ersten Bitten des Vaterunsers klingen gerade in dieser Zeit besonders an. Der „Nurnationale" und „Nurpatriot" kommt darum bei Blumhardt nicht auf seine Rechnung, so wie er bei den Propheten (Jeremia!) und bei Jesus nicht auf seine Rechnung kam. Es ist verständlich, wenn Manche das starke nationale Pathos bei ihm vermißten. Aber wer im Kriege war, der weiß, daß die Soldaten nichts schlechter ertragen konnten, als jene Art von Feldgeistlichen, deren Predigten nichts anderes waren als patriotische Reden. Sie wollten etwas anderes, sie spürten instinktiv, daß das Evangelium sie auf höhere Ziele hinweisen will. Und die Kirche wäre nicht so in die Katastrophe von 1918 hineingezogen worden, wenn ihre Diener so klar und entschieden das Evangelium zum Maßstab genommen hätten wie Blumhardt, ja sie hätte vielleicht den enttäuschten oder auch verzweifelten Menschen zeigen können, wie Gott uns auch durch solche Katastrophen seinem Reiche entgegenführen will. Blumhardt hat deshalb wahrlich keinen „Kult des Vergangenen" getrieben, weil er sich so streng am biblischen Wort orientierte; nein, sein Blick ist ganz und gar auf die Zukunft gerichtet. Es geht ihm auch nicht um Theorien, Dogmen und Lehren, sondern um den lebendigen Gott und sein Reich, um die Erneuerung der Welt und der Menschen, so gut wie Johannes Müller, aber er weiß, daß diese Erneuerung nur aus dem Geist kommen kann, der in Christus Gestalt gewonnen hat.

4. Ergebnis

Redet Gott in den Zeitereignissen zu uns und können wir auch da seinen Willen erkennen? Diese Frage war es, von der wir ausgingen. Sowohl Müller wie Blumhardt beantworten sie mit einem entschiedenen Ja. Gott ist ein lebendiger Gott, darum in Gericht und Gnade überall am Werk, besonders in den großen Erschütterungen der Zeit. Er läßt sich auch in der Gegenwart nicht unbezeugt. Wer alles göttliche Reden und Handeln und alle Offenbarung seines Willens und Wesens auf die Heilige Schrift beschränken will, der setzt sich ja in Widerspruch gegen die Bibel selbst, die deutlich das Gegenteil behauptet. Es sei nur an das eine Wort Joh. 16, 12 f. erinnert: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es nicht ertragen. Wenn aber kommen wird der Geist der Wahrheit, der wird euch in alle Wahrheit leiten." Ebenso Joh. 14, 26 und 15, 26. Wir glauben doch an den lebendigen, gegenwärtigen Christus, nicht nur an den Christus „nach dem Fleisch"; dann müssen wir auch glauben, daß er noch heute sich kundtut. Aber freilich das andere bleibt auch: „Von dem Meinen wird er's nehmen", Joh. 16, 14 und 15. Nur da, wo Christus verkündigt wird, stehen wir auf dem Boden der Offenbarung im Sinn des Neuen Testaments. Insofern bleibt allerdings immer die Bibel der Maßstab. Es ist die neue Wirklichkeit, die sich uns in Christus erschlossen hat, auf die wir hören müssen, hinter die wir nicht mehr zurückgehen dürfen. Von da aus müssen auch die Ereignisse der Gegenwart erkannt und erfaßt werden. Sonst sind wir immer in der Gefahr des Kurzschlusses. Wir bringen das Geschehen der Zeit in allzu unmittelbare Verbindung mit dem Willen Gottes, ohne zu bedenken, daß hier auch sehr gottwidrige Mächte sich geltend machen können. Wir lassen uns dann nur zu leicht irreführen durch unsere menschlichen Wünsche und Neigungen, halten ähnlich wie die „falschen Propheten" im Alten Testament das für Gottes Stimme, was uns in Wirklichkeit von unserem Blut und unseren nationalen Leidenschaften eingegeben wurde. Nur da, wo Christus in seiner vergebenden, rettenden, alles erneuernden, das Böse mit Gutem überwindenden Art sich offenbart, wo nicht Wunden geschlagen, sondern geheilt, nicht Gewalt geübt, sondern die Kraft des Geistes, des Leidens und Kreuzes sich siegreich bewährt, da ist Gott in seinem eigentlichen, wahren Willen, in Christus, und nur da tritt das „Neuland Gottes" in Erscheinung, von dem Müller sonst mit solcher Vollmacht zu reden weiß; da erst ist das Reich Gottes „nahe herbeigekommen".

Tübingen Eberhard Lempp

Zur Entwicklung des Films

Wird es gelingen, aus dem „Kintopp" den Kulturfilm zu schaffen? Die Frage ist gewichtig, wenn man die Bedeutung des Lichtspieltheaters im Leben der heutigen Menschheit bedenkt.

Um dies Gewicht zu verdeutlichen, einige Zahlen: es besuchen täglich 50 Millionen Menschen die Lichtspielhäuser der Welt; wöchentlich sind es in den Vereinigten Staaten 110, in Europa 40, in Deutschland 5 Millionen. 5000 Lichtspieltheater laden in Deutschland zum Besuch ein. Ein Einfluß von unübersehbarer Bedeutung geht von dieser Einrichtung aus. Ob sie die Besucher nur zerstreut, müßige Stunden füllt, bunte Bilder bietet, Sinnenlust reizt, Neugierde befriedigt, Neuestes vorführt, oder die Seele mit großem Erleben füllt, Herrlichkeit der Natur und großes Menschenschicksal empfinden läßt, religiöses Fühlen weckt, erhabene Gesinnung lehrt oder künstlerisch entzückt: wir erstaunen, wieviel Macht im Film liegt.

Wenn wir hier vom Film als Kunst sprechen, so fällt zunächst auf, daß sich dieser Kunstzweig von den übrigen durch seine Jugend — Geburtsjahr 1895 — und die Schnelligkeit seiner Entwicklung unterscheidet. Mit Technik und Organisation im Bunde werden immer neue Möglichkeiten geboten und verwertet. Dabei läuft neben dem hoffnungsvollen Sprößling ein Löwe her, der droht, ihn zu verschlingen: die Industrialisierung. Nicht als wollte sie ihn vernichten; aber sie möchte das Künstlerische an ihm durch die rentabelste Mache ersetzen.

Deutschland braucht — von den ausländischen Filmen abgesehen — jährlich 160 neue Filme. Die Kosten für einen mittleren Tonfilm wurden 1930 auf 275 000 Mark angegeben, für Großfilme wie „Nibelungen" und „Metropolis" auf 4 Millionen Mark. Die eigentliche Generalleitung des Filmbetriebes haben die Ver-

leiher. Die Unterschrift des Verleihers unter den Garantievertrag bringt das Kapital in Fluß, um den Produktionsgang eines Films zu ermöglichen; seine Beziehungen zu den Lichtspieltheatern sichern den Absatz. Hier sind ungeheure Summen zu gewinnen und zu verlieren. Aus dem begreiflichen Wunsch, das Risiko zu verkleinern, erwachsen nun die Maßnahmen, die der Pflege des Künstlerischen im Film bedrohlich und nachteilig sind. Aus dem Wunsch, das Publikum zu gewinnen, erwächst vor allem die „Star"-Wirtschaft. Mit ungeheuren Gagen werden berühmte Namen gekauft, deren Träger nun bestimmend für Wahl und Gestaltung des Stoffes werden. Während das Schauspiel von immer andern Schauspielern verkörpert wird, gehen Film und Filmschauspieler eine unlösliche Ehe ein. Die Leistungen dieser meisterhaften Filmschauspieler übertreffen natürlich die der Schauspieler auf „den Brettern, die die Welt bedeuten", in den meisten Fällen. Grund genug, um ihren Wert, ihre Gage, ihren Einfluß zu steigern. Die Sorge um das Risiko führt weiter dazu, sich an berühmte Namen der Literatur zu klammern. Erfolgreiche Romane, Schauspiele, Opern werden zur Verfilmung herangezogen, nicht weil ihr Stoff dazu geeignet wäre, sondern weil ihr Name wirkt. Die Arbeit des Dichters tritt durchaus in den Schatten. Als Verfasser des Drehbuches hat er einen Auftrag auszuführen, für den ihm eine kurze Frist von wenigen Wochen gesetzt ist — so will's der Filmbetrieb, der mit bestimmten Terminen zu rechnen hat. Einen klassischen Schatz von Filmen, wie in der Literatur einen von Schauspielen, gibt es hier nicht. Bei der rapiden Entwicklung der Technik ist nach wenigen Jahren jeder Film rettungslos veraltet. So kommt eine Hetze in den Betrieb. Dichtungen können nicht ausreifen. Verleiher, Star, Produktionsleiter pfuschen dem Dichter ins Handwerk oder vielmehr in die Kunst, so daß sich berühmte Dichter unserer Zeit schon widerwillig abgewandt haben, wenn sie ihr aus seelischem Erleben geborenes Musenkind für den Filmbetrieb hergeben und herrichten sollten.

So stehen den großen künstlerischen Möglichkeiten des Films ungeheure Gefahren gegenüber, die an das Wort erinnern: Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.

Die Bedeutung des ganzen Gebietes mußte Aufmerksamkeit und Maßnahmen der Regierung darauf richten. Dies geschah in der Nachkriegszeit für Deutschland durch das Reichslichtspielgesetz vom 12. Mai 1920, im Dritten Reich durch das vom 16. Februar 1934. Die beiden Gesetze unterscheiden sich hauptsächlich in folgendem: das von 1920 stellt die Grundsätze auf, nach denen die Zulassung eines Filmes abgelehnt wird, das von 1934 den der Mitverantwortung des Staates für die Entwicklung des Filmwesens; das erste hat negative, das zweite positive Ziele. Das erste lehnt als Verbotsgründe politische und weltanschauliche ab, das zweite erkennt solche an; das erste kümmert sich nicht um ästhetische Werte, das zweite bekämpft Kitsch und Schund, um den künstlerischen und kulturellen Film zu pflegen.

Dies führt notwendig dazu, Einrichtungen zu treffen, die dieser Entwicklung dienen und sie fördern. Dazu ist im Rahmen der Reichskulturkammer die Reichsfilmkammer geschaffen. Der Reichsfilmdramaturg hat besonders die Aufgabe, den künstlerisch und staatspolitisch bedeutsamen Film zu pflegen und durch Förderung von Spitzenfilmen Deutschlands Gesamterzeugung zu heben und seine Weltgeltung zu erhöhen. Vor allem aber soll der Film, aus dem tiefsten Wesen des Volkes erwachsen, seinen edelsten Wünschen entsprechen, seine nationale Eigenart pflegen, die Menschen erheben und nationalsozialistische Gesinnung und Anschauung verbreiten. Dem in dieser Hinsicht aussichtsreichen Film kann von der Filmprüfstelle eine Wertung mitgegeben werden, die ihm nicht nur im allgemeinen, sondern auch durch steuerliche Vergünstigungen den Weg erleichtert.

Natürlich erwachsen aus den neuen Zielen neue Gefahren. Hans Weidemann, Vizepräsident der Reichsfilmkammer, weist auf den Irrtum hin, Filme schon deshalb für deutsch zu halten, weil sie einen Abschnitt aus der deutschen Geschichte behandeln, und auf den Unfug, Schlagworte des politischen Tageskampfes in die Handlung zu flechten und nationalsozialistische Symbole als Kulissenrequisiten zu behandeln. (Siehe Januarheft der „Süddeutschen Monatshefte", das unser Gebiet in mehreren Aufsätzen führender Männer behandelt. Zur Einführung ist geeignet auch „Der Produktionsgang eines Tonfilms" von G. Stürtz, bei Erhard Walther, Stuttgart.)

Daß auf dem Gebiet des Films eine besonders große Fülle von Fragen und Problemen zu beantworten und zu lösen ist, ergibt sich aus der Neuheit und Bedeutung der gesteckten Ziele. Gefährlich wäre es, wenn wir uns hier der befriedigten Stimmung hingeben wollten, als hätten wir es schon erfreulich weit gebracht. Das Gegenteil ist der Fall. Weidemann hält es für notwendig, auszusprechen, „daß der Film bisher nur in ganz wenigen Fällen als Mittel neuer ethischer Erziehung des Volkes und als Mittler nationaler Eigenart aufgetreten ist". Auch bei andern Verantwortlichen zeigt sich erfreulicherweise ein Bewußtsein nicht nur der Fülle der Aufgaben, sondern auch der Schwierigkeit ihrer Bewältigung. Man sucht Mittel dazu und versucht sie.

Dazu bedürfen wir auch einer Aesthetik des Films, die grundsätzlich seine Eigenart versteht und seine Eigengesetzlichkeit daraus entwickelt. Wie verhalten sich in dieser neuen Kunst ihre Bestandteile Bild, Musik, Dichterwort zueinander? Wie ist deren Bedeutung abzuwägen, zu balancieren, um die vorhandenen Mittel zur größtmöglichen Wirkung in Harmonie zu vereinigen? Von dem Grundsätzlichen werden dann auch die Fragen der Praxis Beleuchtung und Klärung finden: die Ausbildung des Filmschriftstellers im Technischen, so daß er Handwerker werden kann, ohne aufhören zu müssen, Dichter zu sein; die Einschränkung der Macht des Verleihers und des Auftragssystems, ohne doch die Werte des Wettbewerbs preiszugeben, die Bildung des Geschmacks des Publikums, ohne es zu langweilen.

Es ist eine neue Welt, eine große und schätzereiche, um die es sich handelt. Eines Kolumbus bedarf sie nicht mehr; sie ist entdeckt; aber unzähliger wagemutiger und entschlossener Kolonisatoren bedarf sie, der Arbeit Einzelner und der Gemeinschaft. Der nationale Kulturfilm wurzelt im Volk und hebt es zugleich. Vielleicht wird der Hochstand des Films einmal ein deutlicher Maßstab für die Kultur eines Volkes sein.

Dessau Gerhard Heine

Evangelische Frauenhilfe

Die „Evangelische Frauenhilfe", 1899 begründet, hat in der schweren Not der Kriegs- und Nachkriegszeit ihre volle Bedeutung gewonnen. Sie war dazu bestimmt, die kirchliche Liebesarbeit zu unterstützen; das unterschied sie vom „Vaterländischen Frauenverein", der die Wohlfahrtsarbeit des Staates freiwillig ehrenamtlich ergänzte. Die Evangelische Frauenhilfe ermöglichte es dem Pfarrer jeder kleinsten Kirchgemeinde — vor allem auf dem Lande — die Frauen zu sammeln, ihre tätige Mithilfe in Bekämpfung jeder Art von Not zu gewinnen. Das führte schon damals zu Ueberschneidungen mit Arbeitsgebieten, die bisher dem Vaterländischen Frauenverein vorbehalten geblieben waren, der — in Anlehnung an die Kreisverwaltung und mit der Spitze im Landratsamt — behördlich gestützt und gefördert wurde. Auch persönliche Streitigkeiten konnten dabei nicht ausbleiben. Dennoch gelang es der Evangelischen Frauenhilfe, sich neben dem älteren Vaterländischen Frauenverein durchzusetzen. Zu einer grundsätzlichen Scheidung der Arbeitsgebiete ist es dabei nicht gekommen; nur örtlich erstrebte man ein möglichst reibungsloses Nebeneinander.

Heute, da der Einfluß des Staates sehr viel tiefer eindringt, da in der NSV und der NS-Frauenschaft Organisationen geschaffen sind, die es ermöglichen, den Willen und die Bereitschaft zur Fürsorge in jeden Winkel des deutschen Vaterlands hineinzutragen, sind der ehemaligen Fülle christlicher Liebestätigkeit organisatorisch enge Schranken gezogen. Hat die Evangelische Frauenhilfe unter diesen Umständen noch irgendeine Daseinsberechtigung?

Die Beantwortung der Frage kann nur gefunden werden, wenn hier eine ganz neue Einstellung gewonnen wird. Dann läßt sich grundsätzlich feststellen, daß es zwar Aufgabe des Staates sein kann, Kindergärten einzurichten, Mütter zu schulen, Alte und Sieche zu betreuen, aber der Kirche vorbehalten bleibt, Kinder beten und singen zu lehren, sie zu Jesus hinzuführen, Müttern den Sinn und Wert einer christlichen Lebensordnung aufzuzeigen, Alten und Siechen die frohe Botschaft des Evangeliums zu bringen.

Wenn wir davon ausgehen, so läßt sich für die verschiedenen Lebenskreise, in denen wir stehen: Familie, Gemeinde usw., eine ähnliche Klarstellung erzielen.

Die Familie haben wir lange Zeit zu persönlich, zu eingeengt gesehen. Wir sahen nur die — auf wirtschaftlich engstem Raum — zusammengedrängte Kleinstfamilie, die nicht selten aus nur mehr drei Köpfen bestand: Vater, Mutter und Kind. Wir sahen nicht mehr, daß zur Familie auch diejenigen gehören, die vorher waren (Vorfahren), und die nachher kommen sollen (Nachfahren), und daß diese Kette nicht willentlich abreißen darf. Wir sahen nicht mehr, daß zur Familie auch diejenigen gehören, die als Geschwister, Vettern, Basen oft weit zerstreut leben; daß es eine außerordentliche Verarmung des Lebens bedeutet, oft ein Hindernis für eigenes Fortkommen, wenn der Zusammenhalt unter diesen Gliedern verlorengeht.

Vom Volksganzen her wird die Familie heute neu erlebt und neu gewertet. Unterm Gesichtspunkt der Wiedererweckung christlichen Geistes in der Familie hat die evangelische Kirche die praktische Arbeit der Evangelischen Frauenhilfe in Müterschulung und Müttererholung gefördert. Dieser Weg ist heute verschlossen. Das mag man insofern als Gewinn buchen, als kirchlich-soziale Arbeit leicht in die Gefahr gerät, über der Betriebsamkeit das, was nottut, zu sehr in den Hintergrund treten zu lassen. Es darf aber nicht unterschätzt werden, wieviel schwieriger die Einwirkung wird, wenn sie nicht mehr mit praktisch-fürsorgerischer Arbeit verbunden sein darf, wenn sie von vornherein auf einer höheren Ebene versucht werden muß. Man wird es nicht leicht haben, an ermüdete Frauen nur mit dem Mittel des gesprochenen Wortes heranzukommen; nach des Tages Last gedankliche Arbeit von ihnen zu fordern. Die Aufgabe wird noch dadurch erschwert, daß für die Frau Religion Gefühlssache ist — in sehr viel stärkerem Maße als dies beim Mann der Fall zu sein pflegt. Die Frau hat kein Verlangen nach klaren Formulierungen; aus ihrem innersten Wesen heraus sucht sie den Weg zu Gott, und Auseinandersetzungen dogmatischer Art können ihr nur sehr wenig bedeuten. So ist das gesprochene Wort allein wenig geeignet, sie zu religiösem Erleben zu führen; es sei denn, daß der Sprecher als Person ihr zum religiösen Mittler wird. Die Frau bedarf der sinnfälligen Darstellung als Ergänzung des Wortes; sei es durch Menschen, die gelebtes Christentum ausstrahlen; sei es durch das Vorbild einer christlichen Gemeinschaft, von der sie sich getragen fühlt. Alle sonstigen Mittel sinnhafter Darbietung können nur helfen. Gemeinsamer Gesang kann erst dann religiös wirksam werden, wenn er als Ausfluß gelebter Gemeinschaft mehr ist als bloße Gesangsübung; die Vorführung von Lichtbildern darf nur in sorgfältigster Auswahl das gesprochene Wort ergänzen, sonst wird sie nicht vertiefend, sondern zerstreuend wirken und zur Kritik herausfordern.

So wird Evangelische Frauenhilfe heute vor der Aufgabe stehen: in Rückkehr zu den Quellen neue Wege zu suchen, ein lebendiges christliches Gemeinschaftsleben unter ihren Mitgliedern zu pflegen. Das würde unschwer dazu führen können, daß aus diesem lebendigen Gemeinschaftsbewußtsein der evangelischen Kirchgemeinde neue Kräfte erwüchsen. Der Versuch müßte gemacht werden, die Kräfte der Evangelischen Frauenhilfe in das Leben der Kirchgemeinde wirksam einzubauen. Die Unterstützung der Fürsorgearbeit der Gemeindeschwester, der Seelsorgearbeit des Pfarrers bei Gemeindebesuchen, die Stiftung von Altardecken u. dgl. mehr sind kleine Anfänge auf diesem Wege. Der Auftrag, kirchliche Feiern würdig auszugestalten, das kirchliche Leben der Gemeinde fortlaufend tätig und handelnd mitzutragen, würde der Evangelischen Frauenhilfe neuen Inhalt, dem Pfarrer die Zusicherung der Anteilnahme und des zunehmenden Verständnisses für kirchliche Gebräuche und Handlungen geben.

Der Weg zu den Gemeindegliedern war bisher vielfach der der sozialen Fürsorge; davon ist die Kirche jetzt weitgehend entlastet. Es wäre ein neuer, noch wenig begangener Weg, wollte man die Gemeindeglieder tätig handelnd in das kirchliche Leben selbst einfügen. Am guten Willen und Vertrauen wird es auf beiden Seiten nicht fehlen, und vielleicht wird an manchen Orten daraus eine erneuerte Kirchgemeinde erwachsen.

Berlin-Zehlendorf Else Wex

Tagung der Köngener

(Freunde der Kommenden Gemeinde)

Der Köngener Kreis hatte zu einer Arbeitstagung vom 1. bis 6. Januar nach Bad Boll (Württ.) eingeladen. Es war das erste mehrtägige Zusammensein ohne die Führung Hauers, dessen Weg zur Deutschen Glaubensbewegung der Freundeskreis im Ganzen nicht hat mitgehen können. Das Wagnis, das diese Tagung bedeutete, war gefordert durch die unselige Art, wie der Kampf um die religiöse Zukunft der Kirche und des Volkes auf allen Seiten geführt wird, und durch die Zustimmung, die von allerlei Seiten die Haltung des Freundeskreises immer wieder gefunden hat. So stand diese Tagung inmitten der Fragen und Nöte der Gegenwart, getragen von einem Geist, der seine Einheit nicht in Dogmen und Bekenntnissen formulieren und sich so dieser oder jener Front verpflichten oder gegenüberstellen kann, der sich aber gerade in seiner freien Ehrfurcht dem gehorsam weiß, der allein die Wahrheit ist. Zunächst sah auf dem Papier die Vortragsfolge sehr bunt aus. Um so stärker wurde die tatsächliche Einheitlichkeit der Tagung dann empfunden.

Dieses Gemeinsame kam sogleich zu Beginn der Tagung im Vortrag von D. Carola Barth über „Meister Eckehart und die Heiligung des Alltags" (Heiligung des Alltags hatte ursprünglich das Thema der Gesamttagung lauten sollen) nach seiner positiven Seite zum Ausdruck. Eckehart steht dem religiösen Erleben der Gegenwart sehr nahe. Er vereinigt in sich die beiden Pole, um die das Gottsuchen unserer Zeit kreist. Er weiß, daß Gott vom Menschen nicht ergriffen werden kann; denn nichts ist so unähnlich wie Schöpfer und Geschöpf; und weiß zugleich, daß Gott seinen Geschöpfen ganz nahe ist, sie in seiner Gnade trägt und sich ihnen offenbart. Dem Ergriffensein von dem unendlich fernen und uns gnädig nahen Gott entspringt ein neues Lebensgefühl. Eckeharts Mystik führt uns, wenn sie von diesem neuen Leben spricht, nicht in die Weltabgeschiedenheit, sondern mitten ins tägliche Leben. Dem ewig schaffenden Gott entspricht der Hymnus der Arbeit, der sich durch Eckeharts Schriften und Reden zieht. Aber diese tägliche Arbeit, der schlichte Dienst am Nächsten, kommt aus der Stille vor Gott. In ihr ruht die Wahrhaftigkeit und echte Unmittelbarkeit unseres Tuns, und darum will uns Eckehart in diese Stille führen, in die Abgeschiedenheit des Seelengrundes, da alles störende menschliche Wollen und Denken zurücktritt vor der Gegenwart Gottes.

Dr. Mugler („Verkultung und Ethisierung der Frömmigkeit in der jüdisch-christlichen Religionsgeschichte") wies nun eindringlich auf die Gefahren hin, die der Frömmigkeit innerhalb der Religion drohen. Die Frömmigkeit wurde wesentlich ethisch bestimmt, die Gefahr in der Verkultung der Frömmigkeit gesehen. Da macht der Mensch aus der jeweiligen Offenbarung ein Mittel in der Hand seines Glücks- und Machtstrebens und verrät so die Reinheit ethisch-religiösen Tuns. Zur Zeit der großen Propheten führte die Betonung des Opferkultes, der sich letztlich um das Glück der Frommen drehte, zur Verantwortungslosigkeit gegenüber dem Nächsten und Uebertretung der sittlichen Gebote. Bei den Pharisäern waren längst diese Gebote selbst verkultet, zum Mittel des frommen Egoismus geworden, und so wurde das Gottesgebot der Liebe um der Vorschriften der Aeltesten willen verraten. In der christlichen Kirche wird das „Allein-aus-dem-Glauben", die Gnade der Anlaß für den selbstischen Menschen, sich dem Ernst der göttlichen Forderung zu entziehen. Gerade in dieser frommen Hülle ist natürlich die Herrschaft des physisch-selbstischen Menschen über den moralischen besonders gefährlich. Gegen diese Verfälschung der Religion machen die Propheten mit ihrem unerbittlichen sittlichen Ernst Front, dann Jesus in seinem Kampf gegen die Pharisäer, der Jakobusbrief und weiter Meister Eckehart mit seinem „Sunder-Warumbe" (ohne Zweck) und Sebastian Franck zu Luthers Zeit. Ueberall geht es um die Reinerhaltung der sittlich-religiösen Idee, die den Menschen von sich weg auf den Andern weist, um den Kampf wider die Versuchung, den Glauben zu einem Mittel zur Befriedigung menschlicher Sehnsucht zu machen.

Christoph Schrempf gab unter dem Thema „Religion ohne Religion" in einem Ueberblick über seine eigene religiöse Entwicklung ein lebendiges Beispiel für diesen Kampf um die religiöse Wahrhaftigkeit gegen alle kirchlich-traditionelle Vergewaltigung. Die Art, wie bei ihm der Anspruch auf Selbständigkeit und Freiheit gegenüber jeder noch so ehrwürdigen Autorität (Bibel, Jesus) im Vertrauen zum göttlichen Vater begründet war, ließ deutlich werden, daß jede Beschränkung dieser Freiheit auf Kosten der inneren Wahrhaftigkeit ginge und ein Zeichen mangelnden Glaubens und Gottvertrauens wäre.

Gertrud Spoerri brachte in einem Vortrag über „Die Allgegenwart Gottes" das Anliegen, das den ersten Vortrag beherrscht und das die beiden folgenden Vorträge in die Frontstellung gegen Kultus und Dogma geführt hatte, wieder in stark positiver Weise zur Entfaltung und rundete damit die Tagung in schöner Weise ab. Wir müssen wieder damit Ernst machen, daß tatsächlich in Christus eine neue Schöpfung begonnen hat. Die einseitige Betonung des Negativen, des Sündenbekenntnisses, der Schwere, des Zwiespaltes hat sich wie eine Last auf das Christentum gelegt und es vielfach ohnmächtig gemacht. Nun aber ist das Reich Gottes nahe herbeigekommen, die Zeit erfüllt; Gottes Kraft will in uns mächtig sein. Darum sollen wir neu auf dieses Positive sehen lernen, uns zur Tatsache des Heils, der Erlösung, der Auferstehung bekennen und so unsern Alltag heiligen, der für uns die Stätte ist, da Gottes Kraft zur Entfaltung kommen will.

Was Anna Schieber über „Wahrheit und Weisheit im Volksmärchen" und Leo Weismantel über „Die Bildkraft der Kunst" sagten, war nicht nur schmückendes Beiwerk, sondern Zeugnis von dem Geist, der nicht von irgendwelcher menschlichen Position aus urteilt und Gewalt übt, sondern die Kraft hat, in Ehrfurcht zu hören, wenn Märchen und Kunstwerk zu ihm reden.

Dieser Bericht will nur davon Kunde geben, daß hier ein Kreis von Menschen beieinander war, der in dem Glauben an Gottes gnädige Allgegenwart den Weg zur Erneuerung des Glaubens nur sehen kann in der Zucht zur inneren Wahrhaftigkeit und zur Ehrfurcht vor der Gotteswirklichkeit des Nächsten. Von diesem Kreis zu berichten scheint deshalb nicht unzeitgemäß, weil offenbar Viele — mehr als es äußerlich das Ansehen hat — auf diesem Wege unterwegs sind.

Unterböhringen Theodor Daur

Blick in die Welt

Weltanschauung und Religion

Briefe — die zu denken geben! Der „Durchbruch" druckt gerne wirksame Propagandatexte ab. Er nimmt auch private Briefwechsel dazu in Anspruch. Nun hat er in der vorletzten Nummer (vom 20. Februar) den Brief eines Pfarrers an ein BDM-Mädel (dessen frühere Konfirmandin) abgedruckt. Darin wird von Undankbarkeit und Konfirmationsverpflichtung gesprochen, die Deutsche Glaubensbewegung mit den Freidenkern zusammengenannt und Aehnliches mehr. Wir unterstützen weder diese Ungeschicklichkeiten, noch halten wir den Abdruck für sehr wirkungsvoll. Wichtiger scheint uns schon der Antwortbrief des Mädels an den Pfarrer; ja, er macht inhaltlich den Eindruck, als könne er kaum von einer Konfirmandin, „die erst vor kurzem vor dem Konfirmationsaltar" gestanden hat, geschrieben sein. Wenigstens nicht ohne sachverständige Beratung. Man lese etwa folgende Stelle, deren Begründung man aufmerksam beachte: „... Was die angebliche Verpflichtung vor dem Konfirmationsaltar betrifft, von der Sie doch selbst im Konfirmandenunterricht sagten, daß wir noch viel zu jung wären, um einen Eid, der bindend sei für das ganze Leben, abzulegen, so wollen Sie davon Kenntnis nehmen, daß ich am 1. 2. 36 vor dem Amtsgericht Bln.-Schöneberg zu dem Aktenzeichen 17 II d 1936/89 meinen Austritt aus der evangelischen Kirche rechtsgültig vollzogen habe. Ich tat dies aus Treue zu meinem Volk und Blut und aus innerer Wahrhaftigkeit. Es ist mir nicht möglich, 6 Tage lang in der Woche für deutsche Art und Rasse zu kämpfen, um am 7. Tage in Ihrer Kirche: ‚Dir, Dir, Jehova, will ich singen' oder ‚Tochter Zions freue dich, jauchze laut, Jerusalem' singen zu müssen. Mein heiliges Land ist nicht Palästina, sondern Deutschland! Der Erlöser des Deutschen Volkes von der Erbsünde, der deutschen Zwietracht, ist für mich nicht Jesus Christus, sondern unser Führer Adolf Hitler! Als deutsches Mädchen, das einmal eine deutsche Mutter werden will, empfinde ich die christliche Einstellung zur Ehe, wie sie sie beispielsweise der Rabbi Paulus in Ihrer heiligen Schrift im 7. Kapitel des 1. Korin-

therbriefes festgelegt hat, als eine schmachvolle Zumutung für jedes deutsche Mädel. Dies nur kurz zur Beantwortung Ihrer Frage: ‚Wo ist da die Treue'..."

Hakenkreuz und Sonnenwagen. Ueber den ursprünglichen Sinn, den das Hakenkreuz symbolhaft verkörpert, herrscht noch keine Einigkeit. Jacoby schreibt in dem eben erst erschienenen Wörterbuch des deutschen Aberglaubens: „Die Deutung (des Hakenkreuzes) ist nach mancherlei Richtungen gegangen: Fruchtbarkeitssymbol (es ist der Vulva alter Idole von Göttinnen eingezeichnet), Sonnenrad, Feuerbohrer usw., ohne daß Uebereinstimmung erreicht werden konnte; das Hakenkreuz kann leicht an verschiedenen Orten und in verschiedenen Zeiten auch verschiedene Bedeutung gehabt haben, manchmal auch nur Ornament gewesen sein. Sicher steht das Eine, daß das Hakenkreuz eine ähnliche Rolle wie der Drudenfuß, das Hexagramm und Pentagramm spielte und Glücks- und Heilszeichen ist." — Im Widerspruch gegen diese recht allgemein gehaltenen Deutungen untersucht E. Sprockhoff in „Germania" (Anzeiger der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts, 1936/1, S. 1 ff.) die Entwicklung der Hakenkreuzzeichnungen im nordischen Kreis und stellt eine enge Verbindung zwischen der altgermanischen Sonnenverehrung und dem Symbol des Sonnenwagens, sodann des Hakenkreuzes fest. Aus einer anfänglich mehr naturalistischen Wiedergabe des Sonnenwagens (Pferd mit Wagen und Zugleine) habe sich mit der Zeit eine geometrische Stilisierung durchgesetzt, die aus dem Wagenrad (des Sonnenwagens) das eckige Hakenkreuz machte. „Damit haben wir ein sicheres und unumstößliches Beispiel dafür", schreibt Sprockhoff, „daß das Hakenkreuz wirklich Sonnensymbol ist." Der Aufsatz ist mit guten Abbildungen versehen.

Ein Lied tötet 18 Personen. Der Erzbischof von Budapest, Kardinal Seredi, versucht mit einem Brief eine merkwürdige Selbstmordepidemie aufzuhalten. Die Polizei stieß bei ihrer Untersuchung über den Anlaß dieser Selbstmorde auf das Lied „Düsterer Sonntag", dessen traurige Melodie und zermürbenden Text sie nun für den Tod von 18 Personen verantwortlich macht. Die Polizei fordert die Unterdrückung dieses Liedes, das eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit sei. Das Lied hat folgenden Wortlaut: „Mit hundert weißen Rosen wartete ich gestern auf dich, mit Gebet in meiner Seele wartete ich. Mit gespensterhaften Träumen wartete ich an einem Sonntagmorgen. Das Gefährt meiner Betrübtheit kam ohne dich zurück. Seit dieser Stunde sind meine Sonntage düster. Tränen sind mein einziger Trunk und Trübsal mein Brot. (Refrain.) An meinem letzten Sonntag, meine Liebe, wirst du zu mir kommen. Dort wird sein ein Sarg, ein Katafalk und ein Leichentuch. Es wird ein Sarg sein, bedeckt mit Blumen und einem Blütenbaum. Hier werde ich auf meiner letzten Reise liegen. Meine Augen werden offen sein, dich zu schauen. Denn selbst im Tode werde ich dich segnen an meinem letzten Sonntag." Um dieses Lied zu unterdrücken, haben die Behörden ein Anti-Selbstmordbüro geschaffen, dessen Direktor ein Fachmann ist, der vierzehn vergebliche Selbstmordversuche hinter sich hat. Das Lied hat einen ähnlichen Erfolg wie die „Leiden des jungen Werther" und die Bußpredigten zur Zeit der Geißler im Mittelalter. („DAZ" vom 1. 3. 36.)

Ein Rundfunk auf der Geistersuche. Der englische Rundfunk, die „British Broadcasting Corporation", hat den Ehrgeiz, seinem Hörerpublikum ein ganz besonderes Erlebnis zu bieten. Er kommt deshalb auf den Gedanken, den unsterblichen Geisterglauben in seinen Dienst zu stellen, und will, wie unsere Tageszeitungen ernsthaft berichten, am 10. März zur Mitternachtsstunde die Belauschung eines solchen „Geistes" übertragen. Nur Wenige in England glauben, so schreibt eine deutsche Zeitung, daß der Geist die Gefälligkeit besitzen werde, zur angesetzten Stunde aufzutreten. Ueber die Vorbereitungen, die in aller Heimlichkeit vor sich gehen sollen (wohl um keinen „falschen" Geist vors Mikrophon zu bringen), verlautet nur soviel, daß man ein „sehr altes" Gebäude, in dessen Mauern schon viele unheimliche Schicksale sich abgespielt haben sollen, dazu ausersehen hat, um dort den von den Dorfbewohnern „oft gesehenen Geist" zu belauschen. Die Rundfunkanlage ist so gelegt, daß „jeder leise Fußtritt und jedes Stöhnen von allen britischen Rundfunkhörern vernommen werden soll". — Na, wir werden ja lesen, was sich begeben hat. (Nachbemerkung: das „Erscheinen" des Geistes halten unsere Zeitungen bis jetzt noch geheim.)

Theater und Film

Theater — außerhalb der Großstädte. Ueber die große kulturelle Bedeutung der Wanderbühnen für die Bevölkerung der theaterlosen Städte und Dörfer gibt die Zeitschrift „Bausteine zum deutschen Nationaltheater (Heft 1/1936, S. 3) interessante Zahlen. Demnach ist die Summe der Veranstaltungen jeder Spielzeit höher als 5000, mit denen etwa 1300 Städte und Gemeinden bespielt werden. Die Einwohnerzahl der Spielgebiete betrage etwa 20 000 000. „Aber diese Zahlen geben nur einen Maßstab der Möglichkeiten, sie sagen für sich allein genommen noch gar nichts... Die kulturelle Bedeutung der Wanderbühne geht nach zwei Seiten: einmal ist sie berufen, Theater und Kultur hinauszutragen, weiten Kreisen Kunst zu bringen, die sonst entweder ohne jede Berührung und Durchdringung bleiben würden oder aber allen schlechten Beeinflussungen ausgesetzt wären; dann aber liegt ihre große heutige Aufgabe darin, die rechte Theaterkunst zu pflegen und von sich aus die Theater der großen Städte einmal zu befruchten oder gar wertvollste Vorbereitung zu leisten für eine endliche Reorganisation des Theaters im Sinne des Nationalsozialismus." — Der Referent betont weiter, daß das Großstadttheater besonders an Kunstferne, übersteigerter Kunstfertigkeit und an falschem Prunk leide. Die Wanderbühne aber könne gerade durch die Einfachheit ihrer Mittel einmal dazu berufen sein, „die wahre Kunst zurückzutragen in die großen Städte".

„Die Klassiker sind tot" — solche Aufsätze kann man immer noch finden. Die obengenannte Zeitschrift bringt (S. 5 ff.) interessante Zahlen aus den ersten drei Monaten der Spielzeit 1935/36. Danach wurden von rund 8500 Schauspielabenden 1600 den Klassikeraufführungen gewidmet. An der Spitze steht Schiller mit 432 Aufführungen. Es folgen Shakespeare mit 408, Kleist mit 212, Goethe mit 195, Hebbel mit 175 und Lessing mit 142 Aufführungen. Man darf also immer noch von einer „Klassikerbejahung" unserer Zeit sprechen, wenn auch einige heitere Stücke der Gegenwart bei weitem die Spitze der Aufführungszahlen halten, die ein Stück aufzuweisen hat: so wurde M. Böttchers „Krach im Hinterhaus" 510mal (!), K. Sellnicks „Hilde und 4 PS" 248mal aufgeführt, während das meistgespielte Stück unserer Klassiker, Lessings „Minna von Barnhelm", mit 142 Aufführungen vor Shakespeares „Der Widerspenstigen Zähmung" mit 139 leicht die Spitze hält. Schillers Spitzenquote von 432 verteilt sich auf die Aufführungen von „Wallenstein" (123), „Don Carlos" (70), „Wilhelm Tell" (60) und „Maria Stuart" (53).

Spielfilme für Jugendfilmstunden. Zur Durchführung von Jugendfilmstunden werden von der Reichsjugendführung den unteren HJ-Einheiten 25 Spielfilme empfohlen: Hitlerjunge Quex, Der alte und der junge König, Triumph des Willens, Der höhere Befehl, Yorck, Friesennot (zugelassen für Jugendliche vom 15. Lebensjahr ab), Berge in Flammen, Der Rebell, Der Choral von Leuthen, Morgenrot, Die letzte Kompanie, Die Reiter von Deutsch-Ostafrika, Heldentum und Todeskampf unserer Emden, Unter der schwarzen Sturmfahne, Bengali (zugelassen für Jugendliche vom 15. Lebensjahr ab), Das Mädchen Johanna (zugelassen für Jugendliche vom 15. Lebensjahr ab), Hermine und die sieben Aufrechten, Jugend erlebt Heimat, Wunder des Fliegens, Der Schimmelreiter, Krach um Jolanthe, Petterson und Bendel, Schwarzer Jäger Johanna, Wilhelm Tell, Traumulus. Die Jugendfilmstunde hat die Aufgabe, die gesamte Jugend, auch die noch außerhalb der HJ stehende, dem guten Film zuzuführen. Eine der HJ entsprechende Umrahmung mit Lied, Sprechchor, Fanfaren usw. sorgt dafür, daß die Jugendfilmstunden der HJ für alle Besucher zu einem Erlebnis werden. („Völk. Beob." vom 5. 3. 36, S. 5.)

*

Kultur- und Bildungsfragen

Lesen Männer Gedichte? Dieser Frage geht Hanns Weltzel in der „Literatur" (Heft 1936/6, S. 268) nach. Er erzählt aus seiner Erfahrung, daß die meisten Männer die Gedichte nicht etwa in Gedichtbänden lasen, sondern aus Zeitungen oder Zeitschriften herausschrieben: „Nicht in Gedichtbänden, die im Bücherschranke standen..., sondern auf Zetteln, die mit recht Alltäglichem, das festgehalten werden mußte, zusammen in einem Kasten lagen, auf der Rückseite von Terminkalendern..." waren sie zu finden. „Ich bin Freunden begegnet, die sich aus Tageszeitungen ein ihnen unbekanntes Gedicht von Matthias Claudius ausrissen, die ein Buch für einen Tag länger behielten, weil sich ein paar Verse darin befanden, die

ie sich erst abschreiben wollten ..." Wetzel bringt einige Proen solcher Funde, unter ihnen Röttger, Hans Much, J. C. Heer, Morgenstern, George, M. Claudius. Ich muß gestehen: ie waren mir alle etwas zu klassisch, streng, „männlich". Vor Wochen fand ich — auch in einer Zeitschrift — ein anderes Gedicht, das ich ausschnitt und bei mir trage. Es lautet:

Warum ich Verse mache

Weil ich arm bin,
schreibe ich die Spuren
meiner Träume auf ein Blatt Papier,
weil ich arm bin,
zeichne ich Figuren,
spiel für mich mit Wald und Stern und Tier.

Weil das Leben weit ist,
weil es tote Zeit ist,
weil ich innen tief den großen Hunger spür.

Weil mir nichts genügt,
weil der Hauch verfliegt,
der auf allem Unbekannten liegt.

Weil ich arm bin,
schreibe ich die Zeichen
fernen Lebens spielend vor mich hin,
such im Spiegelbild es zu erreichen,
rätsle lang an seinem wirren Sinn.

(Von Ingeborg Mößner;
entnommen aus der „Deutschen Zukunft").

Baustil für die Jugend. In einem Vortrag auf der zweiten Bautagung des Reichsverbandes für deutsche Jugendherbergen führte Reichsjugendführer Baldur von Schirach unter anderem aus: Wenn man zuweilen meine, es widerspreche dem Geist der Jugend, in Stahl, Glas und Beton zu bauen, dann verkenne man das Grundgesetz wirklicher Baukunst. Gerade der mit modernstem Material geschaffene Betonbau könne Ausdruck einer jugendlichen und edlen Romantik sein. Dabei betonte Schirach, man solle nicht etwa glauben, daß für die Jugend eine alte Villa gerade gut genug sei (die man heute so gerne für solche Zwecke anbiete) oder etwa alte Burgen, die man wahllos umbaue, denn dadurch würde die Jugend, die im Geist unserer Zeit lebe, wieder gewaltsam zurückversetzt in eine Epoche, in die sie nicht mehr hineingehöre. Es sei vielmehr die größte Aufgabe, dem Erlebnis der Jugend im modernen Baustil Ausdruck zu geben, und zwar in einer Weise, die sich vor den kommenden Generationen verantworten lasse. (Nach FZ vom 6. 3. 36.)

Deutsche und jüdische Physik. Eine lebhafte Aussprache schloß sich an den Artikel eines Studierenden W. Menzel im „Völkischen Beobachter" (vom 29. Januar und 28. Februar) an, die in letzter Instanz von Professor Heisenberg und Professor J. Stark geführt wurde. Nicht gerade ergebnisreich. Der Eine stellt die Theorie an den Anfang und spricht ihr große Verdienste zu; der Andere bricht eine Lanze für die Experimentalphysik. Jüdisch sei die Grundeinstellung, daß Begriffssysteme die Quelle und das Ziel physikalischer Forschung seien; deutsch dagegen, daß die Quelle der physikalischen Erkenntnis die Erfahrung „auf Grund von Beobachtungen und Messungen" sei. Aber ist der Empirismus für die deutsche Naturforschung bezeichnend? Bleibt das Ideal nicht auch für uns die Verbindung von Tatsachenbeobachtung und philosophischem Sinn? Zuletzt fordert Professor Stark, daß endlich auch einmal solche Vertreter „Lehrstühle" bekommen sollten, die nicht nur Theoretiker, sondern auch anerkannte Experimentalphysiker seien.

Ungleich „deutscher" empfindet man einige Sätze aus dem Werk „Deutsche Physik" (die eben bei Lehmann in München zu erscheinen beginnt), von Philipp Lenard, der auf Seite 9—10 schreibt: „Wer also forschend Gott in der Natur näher kommen will, der hat wohl, neben angeborenem folgerichtigem Denken und ererbtem Entzücken an der Versenkung in beobachtbare Wirklichkeiten mit dem unbändigen Drang nach Verstehen derselben, unermüdlichen Fleiß nötig, auch draufgängerischen Unternehmungsgeist, dazu die Einbildungskraft von zehn Dichtern; noch viel mehr aber grenzenlose Bescheidenheit dem großen Unbekannten gegenüber, dem allein er selbstlos mit Treue ergeben dienen will." Das allerdings scheint uns wirklicher deutscher Forschergeist, der vor der Unermeßlichkeit seiner großen Aufgabe die Sorge um einen Lehrstuhl gar nicht zu kennen scheint.

„Deutsche Gesellschaft für Tier- und Ursprachenforschung." Ueber dies abenteuerliche Unternehmen berichtet Bernhard Bavink in seiner vortrefflichen Zeitschrift „Unsere Welt" (1936/3, S. 90): „Der Geschäftsführer und offenbare spiritus rector dieser Gesellschaft heißt Georg Schwidetzki. Er vertritt nach den mir vorliegenden Proben seiner Schriften die Lehre, daß die nahe Verwandtschaft des Menschen mit dem Schimpansen (wissenschaftlich am besten vertreten von dem Anthropologen Weinert in Kiel) bzw. den Affen überhaupt auch ‚sprachlich' noch nachweisbar sei und will dementsprechend in verschiedenen Sprachen, so besonders dem Altchinesischen, Tibetanischen u. a., noch die ‚schimpansischen' Worte (sic!) nachweisen können. Die eine der bisher erschienenen vier Schriften heißt ‚Sprechen Sie Schimpansisch?' (Do You speak chimpanzee?), die zweite ‚Schimpansisch, Urmongolisch, Indogermanisch', die vierte ‚Rasse und Sprache (Lemurisch, gibbonisch, ureuropäisch)'. Das Ganze ist nicht etwa ein Witz, sondern ernst gemeint. Wer sich näher damit befassen will, sei an die Adresse des genannten Autors, Markkleeberg bei Leipzig, Mittelstr. 4, verwiesen." — Im selben Heft berichtet K. Otte über einen neuen merkwürdigen hochalpinen **„Blutsee"**, der wie ein roter Edelstein auf grünem Grunde in einer Höhe von 2580 Meter im Samnaum (Kanton Graubünden) gelegen ist. Derartige Seen sind vor allem in Höhen von über 2000 Meter bekannt; der größte der bisher bekannten mißt 70 × 50 Meter. Der neue „Blutsee" unterscheide sich von den bereits beschriebenen dadurch, daß seine Rotfärbung nicht von Euglena sanguinea, sondern von Haematococcus pluviatilis komme.

Soziales und Bevölkerungspolitik

Der Sinn des Gesundheitsstammbuchs. Das Gesundheitsstammbuch, das in allen Wehrformationen der Partei, wie SA, SS, HJ usw., bei Einstellungsuntersuchungen benutzt wird, soll zu einer gesundheitlichen und erbbiologischen Bestandsaufnahme des Deutschen Volkes führen. Es wird damit begonnen werden, zunächst zwei Jahrgänge der Deutschen Arbeitsfront mit einem Gesundheitsstammbuch zu erfassen. Das Gesundheitsstammbuch, das auch einen Stammbaum enthält, soll laufend geführt werden und eine erste Stufe des kommenden allgemeinen Gesundheitspasses bilden. Nicht nur für Entscheidungen der Art wie etwa über die Zulassung zu einem Lager, einem Ausbildungskursus, über die Teilnahme am Parteitag u. ä. Veranstaltungen soll das Gesundheitsstammbuch die medizinisch-hygienische Unterlage bilden; es soll auch in den Dienst der richtigen, seiner Konstitution entsprechenden Verwendung des Menschen im Arbeitsleben gestellt werden. Gerade hier scheint uns eine besonders prägnante Andeutung dafür zu liegen, was nach den Ausführungen Dr. Rinnes das eigentliche Ziel dieses Gesundheitsstammbuches sein soll. Es ist gedacht als die Unterlage für die Arbeit des Amtes für Volksgesundheit an der sogenannten Gesundheitsführung. Diese soll Sache der Partei sein, und während der Staat die Aufgabe der öffentlichen Gesundheitssicherung erfüllen soll, beabsichtigt das Amt für Volksgesundheit durch seine Politik „jeden wertvollen Volksgenossen zu höchster Gesundheits- und Leistungsfähigkeit zu bringen". Hierfür die statistischen Unterlagen zu gewinnen, ist Aufgabe des Gesundheitsstammbuches. Es soll dem Arzt ermöglichen, nicht nur jeden Volksgenossen nach seinen positiven und negativen Erbwerten und seinen gesundheitlichen Belangen einzuordnen, sondern „die innige Fühlungnahme unserer Vertrauensärzte mit dem gesamten deutschen Volk im Sinne des guten alten Hausarztes von früher" herbeizuführen. (Nach „Soziale Praxis" 1936/10, S. 295.)

Ueberalterung der Philologenschaft an höheren Schulen. „Studium und Beruf" teilt im Februarheft einige Zahlen aus der Berufsstatistik mit, wonach weit über die Hälfte aller festangestellten Philologen (von 12204 insgesamt 6715 oder 55,1 %) heute im Lebensalter zwischen 46 und 55 Jahren stehe. In weiteren fünf Jahren werde, selbst wenn man einen entsprechenden Abgang und einen Zugang durch Neueinstellung in Rechnung ziehe, nahezu die Hälfte aller Festangestellten im Lebensalter zwischen 51 und 60 Jahren stehen. Aus den einzelnen Jahrfünften ergibt sich, daß unter 30 Jahren nur zwei fest angestellt sind, bis 35 Jahren 233 (1,9 %), bis 40 Jahren 942 (7,7 %); das ist noch nicht einmal ein Zehntel aller Philologen, die bis zu ihrem 40. Lebensjahr wirklich in den Staatsdienst übernommen werden. — oh —

Aus Zeitschriften

„Christliche Kunst Außer-Europas." Die Zeitschrift „Atlantis", herausgegeben von Martin Hürlimann, veröffentlicht in der Dezembernummer 1935 obigen Aufsatz von Sepp Schüller. „Das Christentum kann in den Missionsländern erst dann Volksreligion werden, wenn das Volkstum sich bei der Christianisierung selber treu bleibt und damit auch in der einheimischen Kunst einen eigenen Ausdruck findet." Der katholische Verfasser zeigt dies an der christlichen Kunst der Neger Afrikas, der Inder, Chinesen und Japaner. „Die ersten Zeugen christlichen Kulturschaffens bei Natur- wie bei Kulturvölkern müssen wir als das charakteristische und stolze Zeugnis der ungebrochenen gestaltenden Kraft des Katholizismus beachten und schätzen lernen." 18 Bilder von entsprechenden Kunstwerken älterer und neuester Zeit illustrieren die Ausführungen und geben der Veröffentlichung ihren besonderen Wert. Gerhard Heine

„Wer interessiert sich heute noch für die?", nämlich für die Kirchengeschichte (oder genauer: die Geschichte der Theologie) um 1880! So schreibt Rade am Schluß eines Aufsatzes **Von Beck zu Ritschl** (Theol. Studien und Kritiken, 106. Band, S. 469—483, Gotha, Klotz), in dem er auf Grund von Briefen schildert, wie Loofs, hannöverscher Lutheraner, der zuerst in Leipzig studierte, zwar dann in Tübingen sich sehr zu Beck hingezogen fühlte, schließlich aber in Göttingen doch stärker von Ritschl beeinflußt wurde. Es mag richtig sein, daß sich heute nur Wenige dafür interessieren (immerhin wird das Jeder tun, der Loofs gekannt hat, und er war fast vierzig Jahre hindurch ein sehr wirksamer akademischer Lehrer in Halle), und in jedem Falle kann der Theolog daraus lernen, wie Loofs, im Herzen am überlieferten Glauben hangend, durch Beck zunächst in der ehrfürchtigen Bescheidenheit bestärkt wurde, die den Dogmen der Väter einen weit über unsere Erfahrung hinausgehenden Wahrheitsgehalt zutraut. Ward Loofs dennoch kritischer Dogmenhistoriker, so teils unter dem Einfluß von Harnack und Ritschl, teils durch seinen eignen Forschertrieb und die Aufrichtigkeit seines Denkens.

Im **Hochland** (München, Kösel), Februarheft, schreibt A. Stelzmann über den Kirchenkampf in Mexiko. Er erkennt an, daß die Regierung sehr um Hebung des Bildungsstandes bemüht ist (beim Sturz von Diaz 1911 gab es noch 90 % Analphabeten und nur 600 Landschulen, heute 8000 Landschulen) und daß die Kirche zu sehr an überlebten Formen festgehalten und zu wenig Bereitschaft zu sozialer Neuordnung gezeigt hat; sie war reich und der hohe Klerus war eng mit den Großgrundbesitzern verbunden. So richteten sich Revolutionen immer auch gegen sie; besonders kirchenfeindlich war die Tätigkeit des Präsidenten Calles, dessen Vorfahren Syrer sein sollen. Daß es sich bei solch radikaler Politik auch um Erhebung der roten Rasse handelt, ist schon öfter gesagt worden. Daß gelegentlich altmexikanisches Heidentum erneut wird, mag nicht viel bedeuten. Aber sicher hat ein dem bolschewistischen verwandter antichristlicher Fanatismus zu grausamen Verfolgungen von Priestern und sonstigen treuen Katholiken geführt; Stelzmann führt zum Beweis scharfe Worte des bekannten nordamerikanischen protestantischen Theologen Macfarland an. M

Bücher und Schriften

Erziehung und Unterricht in Luthers Theologie. Eine quellenmäßige Studie als Beitrag zu einer lutherischen Grundlegung des Erziehungswerkes von Theodor Pauls. Berlin, Furche-Verlag 1935. 134 S. 3.80 M.

Der Verfasser, der sich als ein gründlicher Kenner der Schriften Luthers und des Schrifttums über Luther erweist, will zeigen, daß für diesen Erziehung und Heiliger Geist zusammengehören, daß „er Raum läßt für den menschlichen Bestandteil innerhalb des Erziehungswerkes, das der Heilige Geist ‚tut'", und er entwickelt mit sachkundigem und besonnenem Urteil, wie sich bei Luther unbedingte Anerkennung der Autorität des „Wortes" (als Gesetz und Evangelium) mit voller Aufgeschlossenheit für die „Weltlichkeit", die ihm auch göttlicher Ordnung ist, verbindet. So dient er zweifellos der Lutherforschung.

Er mutet uns freilich in dem Bestreben nach größter Knappheit der Darstellung stellenweise eine recht schwere Kost zu. Bemüht, Luther soviel als möglich selbst sprechen zu lassen, webt er aus Quelle und Auswertung einen Text, der von dem Leser angespannte Aufmerksamkeit fordert. Er vergrößert diese Schwierigkeiten noch durch Eigenheiten seines wissenschaftlichen Stils, überlange Perioden, eingeschobene Sätze, über das Maß gehäufte Attribute, ausgesprochen substantivische Ausdrucksweise. Dazu kommt, auf der einen Seite erleichternd, auf der andern aber wieder erschwerend, daß er den Stoff in einer schwer übersichtlichen Fülle von Gesichtspunkten und Ueberschriften angeordnet hat. Das Buch kann also nicht gelesen werden, es will studiert sein.

Ob die Studie nun aber dem praktischen Bedürfnis der Gegenwart so weit dienen kann, wie es Pauls erhofft und der Furche-Verlag erwartet, scheint zweifelhaft. So wertvoll es für die wissenschaftliche Erkenntnis ist, zu sehen, wie geschlossen Luthers Erziehungsgedanken gewesen sind, und so wichtig es ist, den Geist der Großen immer wieder fruchtbar zu machen, so kann man doch nicht so leicht durch einen Rückgriff in eine geschichtlich hinter uns liegende Zeit die Lösungen für die Aufgaben der Gegenwart gewinnen. Pauls nennt sein Buch einen Beitrag zu einer „lutherischen" Grundlegung des Erziehungswerkes. In dieser Begrenzung will es gesehen sein. Es wird aber auch gerade in unserer Zeit zur grundsätzlichen Klärung der Schul- und Erziehungsfrage willkommen sein.

Ein Versehen im Drucksatz scheint sowohl im Verzeichnis (S. 10, V, zweite Zeile) wie im Text S. 87 und 88 vorzuliegen: das Wort „Kinderspiel" müßte von „Liebe" getrennt und zu „Gottesfurcht" gezogen werden.

Bernhard Schinke

Gustav Adolf, Jacobus Fabricius und Michael Altenburg, die drei Urheber des Liedes „Verzage nicht, du Häuflein klein!" Von Berthold Kitzig. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1935. 112 S. mit 39 Abbildungen. 3.50 M.

In mühevoller, jeder Spur nachgehender Untersuchung kommt Kitzig zu dem Ergebnis, daß Gustav Adolf als der geistige Urheber der Liedgedanken, Jacobus Fabricius, der Feldprediger des Schwedenkönigs, als Dichter anzusehen und dem bisher meist für den Dichter gehaltenen Michael Altenburg lediglich die Erfindung der vortrefflichen Originalweise zuzuschreiben sei. Den Vorgang der Entstehung der Dichtung denkt sich Kitzig (S. 14 f.) so: „Am Abend vor Breitenfeld, als der König die Losung für die Schlacht sucht, geht ihm blitzartig der Liedinhalt durch den Kopf und er wirft ein paar Zeilen aufs Papier: Verzag nicht, kleine Schar! Wohl droht der Feind Verstörung — nicht bange sein, bald ändert's sich! Dein Sach ist Gottes! Tröste dich, daß Sein die Rache. Er wird den Gideon schon für dich wissen. So wahr Gottes Wort die Wahrheit ist, wird Welt und Teufel scheitern. Gott ist mit uns, drum siegen wir! . . . Den Zettel mit seinen eilig hingeworfenen Gedanken gibt der König — vielleicht am Abend der Schlacht beim Dankgottesdienst — seinem Feldprediger Fabricius, und der läßt sich die großen Erlebnisse der Schlacht und die Zeilen seines königlichen Herrn durch Herz und Hirn gehen. Und . . . es kommen dem Fabricius die schlichten und doch so wuchtigen Verse von Gott und seinem Gideon." Es geht bei Kitzig schließlich nicht alles einfach auf wie bei einem Rechenexempel; aber auch wenn man nicht zugeben will, daß ihm ein Nachweis im strengsten Sinne des Wortes gelungen ist, so wird man nicht bestreiten können, daß er sehr Gewichtiges für die Verfasserschaft des Fabricius vorzubringen weiß. Spricht aber eine hohe Wahrscheinlichkeit für die Richtigkeit seiner Ansicht — und dies scheint uns fraglos —, dann ist es besonders erfreulich, daß es ihm gelungen ist, der Gestalt des Fabricius durch emsige Quellenforschung wieder Fleisch und Blut zu geben und ihr alles Schemenhafte zu nehmen. Besonderen Dank verdient auch der Verlag für den reichen, trefflichen Bildschmuck. „Die biedern Leser der Christlichen Welt", wie Kitzig (S. 34) unsern Leserkreis nennt, haben jedenfalls alle Ursache, das Erscheinen dieser Schrift freudig zu begrüßen. Sie gliedert in die Reihe unserer Liederdichter eine fast vergessene, sympathische und nicht unbedeutende Persönlichkeit ein. Otto Michaelis

Adolf Stoecker, Wille und Schicksal. Von Friedrich Brunstäd. Berlin, Wichern-Verlag 1935. 168 S.

Mit ausgezeichneter Pietät und Gründlichkeit zeichnet Brunstäd hier das Charakterbild Stöckers vornehmlich als Theologen mit all seinen Beziehungen. S. 39—84 „Predigtamt, Theologie und Kirche". S. 85—138 „Volksordnung und soziale Wille, Politik und Arbeiterbewegung". S. 139—165

Schicksal und Erbe". Da er Stöckers bewegtes Leben hinter das Systematische seines Denkens und Lehrens absichtlich zurückstellt, entbehrt das Buch des Reizes, den andre Stöckerbücher mit anderer Ausbeute haben. Der Versuch, Stöcker auf diesem Wege zum unsterblichen Seher unsres Volkes zu erheben, der wie kein Andrer in seiner Zeit Not und Aufgabe von Kirche und Volk erfaßt habe, ja seine Größe neben die immerhin überragende und sie überdeckende Bismarcks zu stellen, mußte mißlingen. Das Buch hat Ueberzeugendes nur für den, der schon ein persönliches Verhältnis zu seinem Helden mitbringt; dem Fernerstehenden wird es kein Interesse an dem merkwürdigen Manne kaum mehren. Gerade daß der Prediger und Theologe an ihm in den Vordergrund gestellt ist, wurde zur Schwäche der Darstellung. Denn daß bei Stöcker alles aus dem Glauben kam, daß er von hier aus sein soziales Werk schuf und seine Politik trieb, wird zwar kein Vorurteilsloser leugnen; aber diese seine Frömmigkeit ist gerade nach der theoretischen und prinzipiellen Seite hin nicht originell genug, um die Aufmerksamkeit zu fesseln, und gerade seine kirchlichen Kämpfe sind mehr von einem kapferen Fanatismus als von einer mutigen Erkenntnis getragen. Gerade in jene kirchlichen Kämpfe hätte Brunstäd bei seinem Vorhaben deutlicher hineinleuchten sollen. Glückliche Formulierungen, wie sie dem Redner und dem Journalisten Stöcker mühelos gelangen, ersetzen ein tieferes theologisches Vermögen nicht. Da half auch nicht die innige Freundschaft mit Kähler und Cremer. Weil hier im Kern ein Mangel da ist, den auch Brunstäds hingebende Durchforschung seiner Predigten nicht hat heben können, wird Stöcker die Zukunft nicht haben, welche die Jubiläumsbegeisterung ihm gerne und aufrichtig zuschrieb. Irre ich nicht, so ist sie schon vorüber. So mag dem Verfasser dieses Gedenkbuchs sein höchstes Anliegen zwar versagt bleiben, aber innerhalb der Jubiläumsliteratur wird es immer seinen vornehmen Wert behaupten. R

Auf festem Grunde. Brennende Gegenwartsfragen im Licht unseres evangelischen Glaubens. Herausgegeben von Adolf Dörrfuß. Stuttgart, Quell-Verlag. 86 S. 0.90 M.

Fünf Vorträge. Prälat Vöhringer: Die verborgene Herrlichkeit der Bibel; Dekan Dörrfuß: Das Alte Testament im Gericht der Zeit; Stadtpfarrer Kommerell: Der Apostel Paulus, seine Widersacher und die Wahrheit; Studienrat Sautter: Deutschtum und Christentum, und: Christentum und Deutschglaube. Die drei ersten wenden sich an eine gläubige Gemeinde, die zwei letzten in frischem und lebensnahem Ton auch an solche, die nicht im eigentlichen Sinn „Gemeinde" sind. Der erste singt das Hohelied der Bibel als der Offenbarung schlechthin: „Gerade so wollte Gott die Bibel haben, wie sie geworden ist", mit all ihrem „Aergernis, ihren Dunkelheiten, ihren Widersprüchen"; auch und gerade aus dem Munde jüdischer Männer sollen wir nach Gottes Willen lernen, was Gottes Wille sei, „Gottes Wille aber ist Christus".

Der zweite Vortrag unternimmt die Rechtfertigung des Alten Testaments dem in Rosenbergs „Mythus" ausgesprochenen Gericht gegenüber. Der Verfasser zitiert viele Aussprüche Rosenbergs, aber er erwähnt den nicht, der nach meiner Ansicht der maßgebliche schlechthin ist (Mythus S. 21: „Das Zeichen unsrer Zeit ist: Abkehr vom grenzenlosen Absolutum, d. h. Anwendung von einem über alles Erlebbare, Organische gehenden Wert, den sich einst das vereinsamte Ich setzte"). Aber Religion ist nichts anderes als der stammelnde Versuch, sich dem Absoluten zu nähern und das eigne Sein in ein Verhältnis irgendwelcher Art zu ihm zu bringen. Ob primitiver Kult der Buschmänner, ob Offenbarungsreligion des Christentums: die Basis, nämlich das Erlebnis des fordernden „Anderen" ist, bewußt oder unbewußt, die gleiche; Begriffe wie Sünde, Gnade, Erlösung, im weiteren Verfolg: Bibel, Sakrament, Kirche sind verständlich nur von dieser Wurzel aus. An dieser Wurzel also wäre der Ort für ein Gespräch mit Rosenberg. — Im übrigen wird von Dörrfuß das Alte Testament klar ausgedeutet und neue Gesichtspunkte aufgedeckt, so der der Uebersteigerung des israelitischen Gedankens von Volk und Rasse (S. 26), gegen den die Propheten den heißen Kampf um Gott geführt haben, den Kampf um das „Ewig-Sittliche". Daß freilich an der Stellung zum Alten Testament „sich die Geister scheiden", und zwar nicht nur im „Urteil über das Alte Testament, sondern zugleich im Urteil über jede wahrhaftige, göttliche Offenbarung, über den Glauben an einen persönlichen, heiligen Gott selber", das möchte ich verneinen und an das Christuswort erinnern: „Ihr legt ihnen Lasten auf." Das Verhältnis zur Bibel sollte nicht als Vorbedingung gelten für den Glauben, sondern als Weg zum Glauben; denn ist Gott nicht größer als die Bibel? In dem Vortrag über Paulus wird der Vorwurf zurückgewiesen, er habe das Alte Testament dem Christentum erst einverleibt, und wird die „Verbundenheit Jesu mit dem Alten Testament" aufgezeigt. Die Vorwürfe gegen die „Herrschsucht", „Unduldsamkeit" usw. des Paulus werden entkräftet, Vorwürfe übrigens, die in dem Augenblick schweigen würden, in dem der Gegner sich entschlösse, Paulus — wirklich selbst zu lesen!

Sautter bringt geschichtliches Tatsachenmaterial in Hülle und Fülle, mit dem er nachweist, daß die Germanen nicht gezwungen, sondern aus innerer Ueberzeugung Christen wurden, weil der Kern deutschen Wesens aufs stärkste angesprochen wurde vom Kern christlicher Verkündigung; er spricht nicht nur von der Christianisierung der Germanen und der Verkirchlichung der Deutschen, sondern auch von der Germanisierung des Christentums und der Verdeutschung der Kirche. Er erinnert daran, was Deutschland, noch abgesehen von den Glaubenswerten, der Kirche verdankt; selbst die heutige Familienforschung wäre nicht möglich ohne die von der Kirche angelegten Taufregister. Sein zweiter Vortrag setzt sich mit Rosenberg, Hauer und Reventlow auseinander; er weist die Unfruchtbarkeit eines im engen Sinn „deutschen" Glaubens nach, wendet sich zum Teil auch gegen die Kirche, die nicht klar genug herausgearbeitet habe, daß „Glaube Vertrauen ist auf Gott, wie das Kind dem Vater vertraut; sonst nichts"; er vergleicht die Gottesfrage der drei genannten Autoren mit der christlichen und kommt zu dem Schluß, daß sie enttäuscht (S. 80), als „zu stark erdacht", ohne aufbauende Kraft. Mit großem Ernst weist er hin auf die Offenbarung Gottes im Christentum, ohne die der Mensch im Finstern bliebe, ohne die auch Deutschland fehlgehen und seine Berufung nicht erfüllen würde. Sophie Seggel

Modernes Naturrecht. Ein rechtsphilosophischer Versuch von Raimund Eberhard. Rostock, Hinstorff. 70 S. 2 M.

Diese gedanken- und kenntnisreiche Schrift ist veranlaßt durch das so leidenschaftlich starke Streben nach einem artgemäßen deutschen Recht und nach seiner Herleitung aus den geheimnisvoll gegebenen Voraussetzungen von Blut und Boden, also nach einer Begründung des Rechtes in der Natur, nicht in der Menschennatur und nicht in der Natur der Vernunft, sondern in der Rasse. Was sich freilich aus dieser Voraussetzung ergibt und konkret der Erhaltung der deutschen Art oder „dem Leben und Gedeihen des deutschen Volkes" dient, was also inhaltlich das jedes positive Recht überbietende Volksrecht, was der Gemeinnutz, der Nutzen des deutschen Volkes ist, der allem Eigennutz vorgeht, das ist damit jedenfalls nicht deutlich und unbezweifelbar gesagt. Und so entsteht die auch von nationalsozialistischen Rechtslehrern mehr und mehr gesehene Gefahr, daß der Richter das, was ihm Recht dünkt, sein Rechtsempfinden, zur Richtschnur der Entscheidung macht, ohne, ja gegen das geschriebene Gesetz; man überlege: der Entscheidung unter Umständen über Leben und Tod. Nach dieser Theorie ist zwar nicht der einzelne Richter als Privatperson Rechtssetzer, aber das in ihm lebendige Volksempfinden, das, was wir Theologen früher das Ethos nannten im Unterschied von der Ethik — wobei diese Instanz als rein und unfehlbar angenommen wird —, aber in der Praxis wird eben doch der Richter zum „Königlichen Richter", soweit nicht (aber ist das nicht ein Abfall von der grundlegenden Lehre?) das positive Recht, d. h. die tatsächlich herrschende Gewalt, ihn hindert und zwingt, nach dem Satz des Gesetzes zu entscheiden.

Eberhard will nun diese Gefahr auf eine andere Art beseitigen, nämlich indem er bei aller Anerkennung dieses Naturrechtes ihm als bloß relativem ein absolutes Naturrecht überordnet, jenes an dieses bindet. Das Volksrecht muß eben doch Recht sein, und Recht ist es nur in der Uebereinstimmung mit der „ewigen Rechtsidee". Aber was ist das? „Wenn wir fragen: Was ist Recht?, so sind wir einigermaßen in Verlegenheit" — sagt er selbst. Und ich meine, alles, was er sehr geistreich und mit schöner innerer Wärme herzubringt, ist nicht imstande, unsre Verlegenheit zu beheben. Denn es bleibt doch eine bloße Behauptung, ein platonisches Dogma, daß „alles irdische, zeitliche, völkische Recht in seinem Gerechtigkeitswert an dem einen überzeitlichen, übervölkischen, göttlichen Recht zu messen ist, das nicht divina quadam pro-

videntia (durch eine gewisse göttliche Vorsehung) in die Natur des Menschen hineingeschrieben ist, sondern vera (wahrhaftig) divina providentia" (S. 41). Das wird einerseits der Nationalsozialist bestreiten und beanstanden, daß damit das deutsche Recht dem Maßstab eines fremdrassigen Rechtsgefühls unterworfen würde, wenn er nicht geradezu die Zusammenfassung von Sprossen der nordischen Rasse mit den inferioren Lebewesen anderer Rassen unter einen Oberbegriff des Menschen ablehnt. Und andererseits wird der Christ Einspruch erheben und daran erinnern, daß hierbei der empirische Mensch durchaus im Sinne der Aufklärung als reines Organ des Göttlichen verstanden wird, daß aber die Schrift ihn ganz anders anschauen lehrt und seine verdunkelte, irreführende „vernünftige Wesensart" keinesfalls als Kompaßnadel auf die Idee des Guten hin betrachtet, dafür aber auf die Offenbarung als alleinige Lehrerin dessen, was gut und böse, was Gottes Gesetz und menschliche Freiheit ist, verweist. Gewiß, „ohne eine notitia rerum divinarum (Kenntnis vom Göttlichen) ist eine scientia justi und injusti (Wissen um Recht und Unrecht) nicht möglich" (S. 42), aber diese notitia ist der Glaube, der Gehorsam gegen Gottes Wort.

Wir sind dem Verfasser sehr dankbar für das, was er gewollt hat. In der Tat, die Gefahr einer völligen Ablösung des Rechtes von einer übergeordneten Norm — „Recht ist, was dem Volke dient. Recht ist, was arische Menschen für Recht befinden. Sittlich (und damit Recht) ist, was der Artentfaltung des deutschen Volkes förderlich ist" (S. 61) (nämlich, wenn der Satz nicht ins Leere laufen soll: was dem Handelnden so erscheint) — ruft nach Abwehr. Mit wahrer Befriedigung lesen wir, daß diese Abwehr von führenden Männern der nationalsozialistischen Justiz schon kräftig geleistet wird. Allein, daß der Hinweis auf ein unfaßbares, schemenhaftes, metajuristisches Naturrecht diese Gefahr bannen könnte, vermögen wir nicht zu glauben. Diese Banngewalt liegt anderswo, dort, wohin das von dem Verfasser, der selbst Mecklenburger ist, berichtete Wort der Mecklenburgischen Stände vom Jahre 1543 weist: „Man wolle dem Kaiser in Allem gehorsam sein, soweit es nicht gegen Gottes Wort und Gewissen ginge." Erich Foerster

Gestern fing mein Leben an. Von Stephan Foot. Uebersetzt von Herbert v. Krumhaar. Gotha, Klotz 1935. 178 S. 3 und 4 M.

Der Verfasser, ein englischer Frontkämpfer, möchte aus tiefer eigener Erfahrung heraus Zeugnis von der neuen Kraft und Freudigkeit ablegen, die unter dem Einfluß der „Gruppenbewegung" in sein Leben kamen. In schlichten, eindrucksvollen Ausführungen zeigt er ferner, in welchem Umfang das öffentliche Leben in aller Welt durch die fortschreitende Verbreitung der Gruppenbewegung beeinflußt werden könnte und tatsächlich hier und dort schon beeinflußt wird. Dem hoffnungsfrohen, zu tatkräftigem Lebenseinsatz aufrufenden Büchlein ist weite Verbreitung in den Kreisen aller derer zu wünschen, für die Religion nicht nur ein Seelenerlebnis seltener Feierstunden ist, sondern eine in Arbeit und Pflichten des Alltags hinein wirkende Kraft. Auch wäre zu wünschen, daß es in die Hände möglichst vieler Menschen käme, die den Zusammenhang mit der Kirche verloren haben, damit sie aus den gegenwartsnahen Worten des Verfassers erfahren könnten, daß das Christentum sich auch heute noch als lebendig wirkende Kraft erweist, die auch ihr Leben fruchtbarer und lebenswerter gestalten könnte. Carola Barth

Gorch Fock. Ein Leben im Banne der See. Von Jakob Kinau. München, Lehmann 1935. 237 S. 4.20 und 5.50 M.

Dem in der Skagerrak-Schlacht auf der „Wiesbaden" gefallenen Dichter Gorch Fock (Johann Kinau) ist in diesem Buch von der Hand seines Bruders ein schönes, würdiges Denkmal gesetzt. Wer den Dichter aus seinen packenden, gemüt- und humorvollen Seegeschichten oder dem ergreifenden Roman „Seefahrt ist not" kennt und liebt, wird auf Grund dieses Buches, das uns einen tiefen Einblick in das reiche, heiße Seelenleben und in das innere Werden und Wachsen des Finkenwärder Fischersohns gewährt, diesen noch mehr liebgewinnen. Obwohl er aus Gesundheitsgründen selbst nicht Seemann geworden ist, stand doch sein ganzes Denken und Dichten im Banne der See, die er mit einzigartiger dichterischer Gestaltungskraft besungen hat. Dabei galt sein ganzes Sehnen und Kämpfen letzten Endes seinem Volk, seiner Größe, Ehre, Reinheit und Freiheit. „Ein Gotteskämpfer, ein Künder des deutschen Wesens, ein Führer der deutschen Volksseele, ein Di[c]ter und Sänger deutscher Seefahrt" — mit diesen treffend[en] Worten zeichnet der Bruder das Wesen des Heimgegangene[n] der einer unserer Besten war. Wohl ist auch er durch inne[re] Kämpfe und Zweifel hindurchgegangen, aber er hat sich, v[or] allem durch das Kriegserlebnis, wieder ganz zu Gott hingefu[n]den. „Ich weiß nicht, wohin Gott mich führt, aber ich wei[ß] daß er mich führt; ich habe den Gott meiner Kindheit wiede[r] gefunden", so schrieb er wenige Tage vor seinem Ende. Möch[te] der uns so früh entrissene Dichter durch das schöne Buch sein[es] Bruders aufs neue unter uns lebendig werden als ein Führ[er] zu allem, was rein, groß und stark ist!

Johannes Jansen

Erstanden ist der heilige Christ. Von Hans Maure[r]. Leipzig, Strauch. 23 S. 1 M. Bedingung für die Aufführung Erwerb von 7 Exemplaren zum Preise von 7 M.

In einer kurzen einleitenden Spielanweisung sagt der Ver[f]asser, daß sein Spiel „eine empfindliche Lücke" in unser[en] Passions- und Osterspielen auszufüllen bestimmt sei, inde[m] hier der anfechtbare Brauch, Jesus selbst durch einen Spiel[er] darstellen zu lassen, vermieden wird.

Die Ostergeschichte nach dem Johannesevangelium erste[ht] lebendig vor uns. Ueberall wird mit den knappsten Mitte[ln] gearbeitet. Acht Spieler, darunter ein „Sprecher", treten au[f] (Durch Hinzunahme von einigen Sängern läßt sich die Za[hl] der Mitwirkenden auf Wunsch erheblich vermehren.) De[r] Sprecher spricht den Text des Johannesevangeliums (Kap. 1[8] 19, 20), dessen beschwingte Rhythmik durch Gliederung i[n] Zeilen sehr klar zum Ausdruck kommt. Gespielt wird i[m] Altarraum der Kirche, ohne Kulissen, ohne Masken. Die Ge[-] meinde singt verschiedentlich Lieder aus dem Gesangbuch mi[t].

Acht Bilder hat der Verfasser herausgehoben, klar, farbi[g] lebensprühend wie mittelalterliche Glasmalereien. Prachtvo[ll] in aller Kürze charakterisiert die verschiedenen Typen de[r] Jünger in den Personen von Petrus, Johannes und Thomas biblische Zeugen der wesensbedingten Mannigfaltigkeit in de[r] Ausprägung des Christentums — bezwingend schlicht und ec[ht] die Gestalt der Maria Magdalena. Ur-Tage des Christentum[s] werden vor unsern Herzen wach, so, wenn der Verfasser de[n] Thomas sagen läßt:

Mit tröstender Hand hat er hinweggenommen
den Unfried, der in mein Herz gekommen.

Und weiterhin:

Ich hatte ihn zu den Toten gezählt,
da hat er mich zum Leben erwählt.
Es fiel auf mich seiner Gnade Schein...

Ist mit den Worten nicht das Ostererlebnis so manches Men[-] schen der Gegenwart gekennzeichnet? Gehen nicht viele vo[n] uns hin zu der Grabkammer des Neuen Testaments, u[m] ehrfürchtig den großen Toten zu schauen, um dann beselig[t] einen Lebendigen zu finden, der „auch uns zum Leben er[-] wählt"? Man wünscht diesem Werk unzählige Aufführunge[n] Eltern und Kinder sollte es überall zu erhebender Feier ver[-] einen. Anni Bouché

Die junge Gemeinde. — Ein gutes Wort. Berlin-Steglit[z] Evang. Preßverband. Je 30 S. 35 und 25 Pf., Mengenpreis[e]

„Die junge Gemeinde" ist für die Feier der Konfir[-] mation bestimmt. Einleitend spricht Nordmann von der be[-] kannten Konfirmationsnot dieser dennoch in Dorf und Stad[t] „wichtigsten Feier". Er hofft, daß sie von der Sentimentalitä[t] der Aufklärung und vom Subjektivismus des Pietismus fre[i] und damit gesund wird, wenn sie als das Fest der jungen werdenden Gemeinde begangen wird. „Allerlei Konfir[-] mationserinnerungen" bringen demütigende, aber auch wie[-] der ermutigende Worte von Winnig, R. Wagner, Solwa[r] u. A. Gute Sprüche von Schüler, Arndt, Predigtgedanken vo[n] Bezzel, Naumann u. A. läßt man sich gern zur Anregun[g] sagen. Aber es fehlt gerade die von der Einleitung her er[-] wartete Stoffdarbietung von Gedanken für eine „Gemeinde[-] feier". — „Ein gutes Wort" enthält Aussprüche, Work[s] und „Anekdoten" von deutschen Heerführern, Friedrich den Großen (!), aus der Predigt des Feldbischofs Dohrmann be[i] der Beisetzung Hindenburgs, von Winnig, G. Flemming u. A[.] Gut geeignet, Konfirmanden in die Hand gegeben zu werden

Christian Chalybaeus

Chronik

Staatliche Vorgänge

Die Freistellung von den Vorschriften des Schriftleitergesetzes gilt nur noch für solche kirchliche Blätter, die sich streng auf die Erörterung kirchlicher Fragen beschränken. ED 8

Bei kirchlichen Aufträgen von über 500 Mark soll geprüft werden, ob der Bieter seine steuerlichen Verpflichtungen erfüllt hat, worüber er eine Bescheinigung des Finanzamts vorlegen muß. ED 9

Adolf Hitler hat dem Bibelübersetzer Menge zu seinem 95. Geburtstage seinen Glückwunsch ausgesprochen.

Bayern kürzt 1936 die Staatszuschüsse für die lutherische Landeskirche um 875 000 Mark.

Das Urteil gegen Pastor Althaus in Timmerlah (s. Sp. 187) ist in der „Allg. ev.-luth. Kirchenztg." 9 abgedruckt.

Verurteilt wurde Vikar Fritz Tielcker in Bodelschwingh nach dem Kanzelparagraphen zu 100 Mark.

Deutsche Evangelische Kirche

Der Vorsitzende des Reichskirchenausschusses, D. Zöllner, hat am 8. 3. dem Führer telegraphiert: „Tief ergriffen von dem Ernst der Stunde und von der festen Entschlossenheit des aus seiner Verantwortung vor Gott handelnden Führers steht die Deutsche Evangelische Kirche freudig bis zum letzten Einsatz für des deutschen Volkes Ehre und Leben bereit."

Die Bekenntnissynode in Oeynhausen (siehe Sp. 240) äußerte sich zur Frage der Kirchenausschüsse unter anderem: „In den Verordnungen der Kirchenausschüsse, welche die Bekennende Kirche als Gruppe in der Kirche ansprechen und den Ausschüssen die Leitung und die Vertretung der Kirche übertragen, können wir nicht den Weg erblicken zur Herbeiführung einer Ordnung, die der Kirche ermöglicht, in voller Freiheit und Ruhe ihre Glaubens- und Bekenntnisfragen zu regeln... Wir wollen eine Ordnung der Kirche, die in allen ihren Organen und Funktionen dem Bekenntnis der Kirche entspricht. Für eine solche Ordnung erstreben wir staatliche Anerkennung."

Wie die „Vorläufige Kirchenregierung" neu besetzt worden ist (Sp. 240), so soll der Reichsbruderrat vollständig umgebildet werden.

Reichsleiter der DC, Rehm, bei einer Kundgebung in Berlin: „Wir betonen, daß wir niemals unsere Hand dazu geben werden, daß durch die Arbeit dieser" (der Kirchen-)„Ausschüsse die evangelische Kirche als Bekenntniskirche organisiert und ausgestaltet werden soll. An diesem Punkt wird unser harter, unerbittlicher Kampf einsetzen. Denn eine solche Bekenntniskirche müßte über kurz oder lang jeden Zusammenhang mit dem erwachten Volk verlieren und schließlich zur Sekte und Winkelkirche werden." Ev. im 3. R. 16. 2.

Rehm ruft die DC auf, sich bei der Reichstagswahl am 29. 3. restlos für die vom Führer gestellte Aufgabe einzusetzen. Ev im 3. Reich 11

Die märkische Arbeitsgemeinschaft für kirchlichen Frieden und Aufbau hat sich mit gleichen Gruppen anderer Kirchengebiete zu einer „Reichsarbeitsgemeinschaft Deutsche Volkskirche" zusammengeschlossen und den Kirchenausschüssen ihr Vertrauen ausgesprochen. ED 8

Die Sp. 237 erwähnte Erklärung gegen die dialektische Theologie ist auch von Wobbermin unterzeichnet worden.

Reichsbischof Ludwig Müller läßt im Verlag DC in Weimar ein Buch „Deutsche Gottesworte" erscheinen, das nach der Verlagsanzeige für solche bestimmt ist, „die da meinen, daß mit den christlichen Kirchen und dem Christentum etwas nicht stimmt". JK 5

Landeskirchen

Der altpreußische Kirchenausschuß hat angeordnet: je ein Mitglied des Kirchenausschusses und der Provinzialkirchenausschüsse, sowie des Oberkirchenrats und der Provinzialkonsistorien kann an den Sitzungen der anderen Behörde teilnehmen.

Der ostpreußische Bischof Kessel will nach Ablauf seines Urlaubs in den Ruhestand treten und naturwissenschaftliche Studien treiben.

Landesbischof und Landeskirchenrat in Bayern veröffentlichen im Amtsblatt 5 vom 13. Februar eine längere Kundgebung, in der sie jede Gemeinschaft mit den DC als Irrlehrern ablehnen und sich bereit erklären, mit allen zusammenzuwirken, die für ein kirchliches Handeln allein nach den Bekenntnisschriften und den Aufbau der Kirche allein auf der Einheit der Lehre eintreten.

Der württembergische Oberkirchenrat hatte am 11. 2. unter Berufung auf eine Entscheidung des Reichsinnenministers, daß es in Württemberg bei der Bekenntnisschule bleiben solle, sich gegen das Streben nach Gemeinschaftsschulen gewandt, dessen Endziel nicht eine christliche Gemeinschaftsschule, sondern eine deutschgläubige Konfessionsschule sei. Das „Pos. Christentum" (23. 2.) griff daraufhin den Landesbischof Wurm scharf an; der Oberkirchenrat protestiert dagegen in einem Schreiben an den Reichskirchenausschuß. AELKZ 10

Der Thüringer Landeskirchenrat ordnete an, daß vor der Reichstagswahl eine Kanzelabkündigung verlesen wird, in der es u. a. heißt: „Vor der ganzen Welt gilt es freudiges Zeugnis abzulegen, daß Adolf Hitler Deutschland ist und Deutschland Adolf Hitler." FZ 15. 3.

Dem Landesbischof Dietrich von Nassau-Hessen ist das Recht zu geistlichen Amtshandlungen, Anordnung von Buß- und Festgottesdiensten, Ordinationen und Einführung von Dekanen und die Beteiligung an gemeinsamen Kundgebungen des Landeskirchenausschusses wieder verliehen; er muß auch bei Pfarrstellenbesetzungen und in Fragen der Vorbildung der Pfarrer gehört werden. Rf KZ 8

Katholische Kirche

In der ganzen Welt gibt es unter 93 Millionen Deutscher 38½ Millionen Katholiken, davon sind Reichsdeutsche 31 363 592, in den anderen europäischen Ländern 4½ Millionen Katholiken unter 20 Millionen Deutschen, in Amerika 2½ Millionen Katholiken unter 7 Millionen Deutschen (zwei Millionen in USA, 230 000 in Brasilien, 130 000 in Kanada, 40 000 in Argentinien, 12 000 in Chile), in Afrika 16 000 unter 53 500, Asien 10 500 unter 315 000, Australien und Neuseeland 8000 unter 40 000 Deutschen. ED 9

Kardinal Schulte in Köln hat in einem Telegramm an den Reichswehrminister den Einzug deutscher Truppen ins Rheinland begrüßt.

Nach Verordnung des erzbischöflichen Generalvikariats in Köln bedürfen Bilder und Texte, die die katholische kirchliche Lehre behandeln und durch die Pfarrkinos und Vereinsbildstellen vorgeführt werden sollen, des vor der Herstellung einzuholenden Imprimatur. FZ 27. 2.

Der „Durchbruch" vom 27. Februar berichtet, Kardinal Faulhaber habe in seiner Predigt vom 19. Februar unter anderem gesagt: „Der Verfasser des Mythus hat ausgesprochen, daß er vor mir keine Achtung mehr habe. Ich als Bischof müßte mich in den Tod schämen, wenn ich die Achtung des Mannes, der den Mythus geschrieben hat, genießen würde." Diesen Worten sei Beifall gefolgt.

Verurteilt: Der katholische Pfarrer aus Hellefeld im Sauerland zu 8 Monaten Gefängnis, weil er auf der Kanzel die NSDAP, besonders Rosenberg angegriffen habe; der Pfarrer aus Gustow im Kreise Neuß-Grevenbroich zu 400 Mark, weil er in der Predigt behauptet habe, die Verschickung junger Katholiken zur Landhilfe in nichtkatholische Gegenden sei eine planmäßig durchgeführte Maßnahme. FZ 21./22. 2.

In Preßburg wird ein Erzbistum errichtet.

Von den Neubekehrten der katholischen Missionen entfallen 61,7% auf Afrika: es gibt dort 5 Millionen Katholiken und 2 Millionen Taufbewerber. AMR 1

Die Prager Bischofskonferenz hat die Auflösung der Hauptstelle deutscher Katholiken verfügt, weil die Statuten dieser Vereinigung vom Geist der katholischen Aktion weit entfernt seien. DEK 48

Die Bischöfe in Belgien haben den Priestern und Ordensgeistlichen verboten, den Kundgebungen und Versammlungen der jungkatholischen „Rex"bewegung beizuwohnen und an den Rexzeitschriften mitzuarbeiten, da diese Bewegung die Politik der katholischen Partei scharf bekämpft. DEK 49

Die polnische katholische Presseagentur hat in den Zeitungen den Wunsch des Katholizismus an die neugebildete polnische Regierung zum Ausdruck gebracht, daß ohne materielle Opfer nur mit einer Portion guten Willens ein auskömmliches Verhältnis zwischen Regierung und Kirche sich erzielen lasse. Geklagt wird, daß das Gehalt des Bischofs in Kielce noch weiter innebehalten wird und die Bischofsstelle in Sandomir weiter unbesetzt bleibt, die Arbeiten der päpstlichen Kommission an den Ausführungsbestimmungen

des Konkordats abgebrochen und die Kommission nicht mehr anerkannt werde; auch wird Einspruch erhoben gegen die Verminderung der Religionsstunden in den Schulen. Der leitende Minister wird gebeten, sich in seiner Amtsführung genau an die Bestimmungen des Konkordats zu halten. PEK 2

Andere religiöse Vereinigungen

Von Gustav Frenssen erscheint dieser Tage „Der Glaube der Nordmark" im Verlag von Gutbrod, Stuttgart (DG).

Aus der Schrift von Heydemann, „Was der Christ vom Christentum nicht weiß" (Verlag von Onno Buurman, Wittingen, Hannover), die von der Reichsstelle zur Förderung deutschen Schrifttums empfohlen ist, teilt die DEK 5 eine Reihe von gehässigen, für jeden Christen verletzenden Stellen mit.

Europäisches Ausland

In Waadtland ist ein einheitlicher, von Pfarrer Colomb verfaßter Katechismus als obligatorische Grundlage des kirchlichen Unterrichts eingeführt worden. Rf KZ 9

Professor Nagaz in Zürich ist aus der sozialdemokratischen Partei ausgetreten, weil er den Glauben daran verloren habe, daß der politische Sozialismus ein Mittel sei, das Reich Gottes zu verwirklichen.

Der französische protestantische Kirchenbund hat bei einem Gesamthaushalt von 30 Millionen 5 Millionen Fehlbetrag und muß deshalb gewaltige Sparmaßnahmen durchführen. ED 9

Zur Ablösung der noch aus dem frühen Mittelalter stammenden Zehntenrechte wird die englische Regierung in den nächsten Wochen eine Vorlage im Unterhaus einbringen. Danach sollen die Inhaber dieser Rechte, die Kirchen und die Universitäten, durch dreiprozentige, in 60 Jahren tilgbare Schuldverschreibungen abgefunden werden. Die zur Ablösung benötigte Summe beträgt etwa 70 Mill. Pfund, oder 1,4 Milliarden Mark, und wird durch die Zehntenpflichtigen verzinst und getilgt werden. Außerdem leistet die Regierung an die Kirchen direkt eine einmalige Zahlung von 2 Mill. Pfund zur Entschädigung der durch die Ablösung in ihrem Einkommen Geschädigten. VB 29. 2.

Lord Dickinson, der Ehrenvorsitzende des Weltbunds für Freundschaftsarbeit der Kirchen, hat in einem Schreiben an die Times sich abermals für Gerechtigkeit gegenüber Deutschland eingesetzt.

Der Primas von Irland, Kardinal MacRory, und der Bischof von Down und Connor, Dr. Magean, verlangen die Einsetzung von vereidigten Ausschüssen zur Untersuchung der Ausschreitungen gegen die irischen Katholiken. FZ 28. 2.

Die Britische Bibelgesellschaft hat die 700. Bibelübersetzung (Lukas-Evangelium in eine der Sprachen der Salomonischen Inselgruppe) herausgegeben. Rf KZ 8

Der Aktionsrat der Freien Kirchen in England hat 64 Abgeordnete des neuen Unterhauses für sich verpflichten können. PZ 17. 11.

Für Sören Kierkegaard wurde an seiner Geburtsstätte ein Denkmal und in der Kirche zu Saedding eine Gedenktafel angebracht. ED 47

Die neue spanische Regierung hat den Botschafter beim Vatikan abberufen. In Spanien sollen alle Priester und Ordensleute, die als Erzieher tätig sind, durch weltliche Lehrkräfte ersetzt werden.

Nach amtlichen sowjetrussischen Nachrichten sind in den 18 Jahren bolschewistischer Herrschaft in den Konzentrationslagern 42 800 Personen geistlichen Standes gestorben. Gegenwärtig leben in Rußland noch 1200 Geistliche, von denen nur ein geringer Teil in den Gemeinden tätig ist. PZ 9

Andere Erdteile

Das Waisenhaus des Deutschen Hilfsbundes in Harunije ist nicht verkauft worden, so daß also in der Türkei noch ein deutsches Missionshaus besteht. AMR 1

Die Mönche von St. Bernhard, die ihre Wirkungsstätte verlassen haben, haben die Erlaubnis zu einer Niederlassung in Tibet erhalten. ED 9

Die abessinische Regierung hat die italienischen Kapuzinermissionen ausgewiesen. AMR 1

Die koptische Geistlichkeit in Asmara, dem italienischen Hauptquartier, hat einen Dankgottesdienst für den letzten italienischen Sieg gehalten. FZ 26. 2.

Professor Frick, Marburg, legte nordamerikanischen Christen dar, daß ein gegen Deutschland gerichteter Boykott der Olympischen Spiele sich für Christen nicht zieme.

Nach Verschmelzung der deutschen evangelischen und der reformierten Kirche in Nordamerika sind der „Reformierte Kirchenbote", der „Evangelische Herold" und die dortige „Christliche Welt" zusammengelegt worden. Das erstere Blatt besteht seit 1827, das letztgenannte seit 1849.

Von Zeitschriften und Personen

Die Bezieherzahl von „Deutscher Glaube" hat im letzten Jahre von 5004 auf 6108, von „Durchbruch" von 4000 auf 12 015, von „Heiliger Quell" von 44 867 auf 70 000 zugenommen, dagegen haben „Evangelisches Deutschland" von 12 600 auf 10 700, „Junge Kirche" von 36 000 auf 28 335 abgenommen. DG 2

Ernannt: Pastor Halfmann, Flensburg, zum hauptamtlichen theologischen Sachberater im Landeskirchenamt in Kiel, Erzbischof Germanos in London zum Exarchen für Lettland bis zur Wahl eines Metropoliten, Domkapitular Roleff in Münster zum Weihbischof daselbst. Gewählt: In den Zentralvorstand des Gustav-Adolf-Vereins Landesbischof Marahrens und Professor Heinzelmann, Halle. Berufen: Professor Ernst Lohmeyer in Breslau für NT nach Greifswald. Beauftragt der ord. Professor Walter Elliger in Kiel mit Vertretung der Kirchengeschichte in Greifswald, der a.o. Professor Hellmut Schmökel in Breslau mit Vertretung des AT in Kiel. Lic. Peter Meinhold, zur Zeit in Heidelberg, wird Privatdozent für Kirchengeschichte in Kiel. Entpflichtet: Professor Wilhelm Caspari in Kiel. Gestorben: der Bischof von Uleåborg in Finnland, J. R. Koskimies. ESt

Verschiedenes

Kirchenausschüsse und Bekenntnissynode. In den westfälischen Provinzialkirchenausschuß sind an Stelle der zurückgetretenen Sup. Niemann und Dr. Wichern (BK) Pfarrer Heilmann, Gladbeck, und Notar Dr. Lütje, Bielefeld, berufen worden.

Der Bekenntnissynode in Oeynhausen gilt ein ausführlicher kritischer Aufsatz von Oberkirchenrat Breit, München, in der AELKZ Nr. 11. Er bedauert, daß das Anliegen der lutherischen Kirche nicht anerkannt worden, die Synode (deren Arbeit er im übrigen warm anerkennt) keine echte Synode der Bekennenden Kirche gewesen sei. Sowohl die Deutsche Evangelische Kirche als auch innerhalb ihrer die Bekennende Kirche müsse einen Bund bekenntnisbestimmter Kirchen darstellen (also nicht eine Kirche; strenge Lutheraner wie Breit glauben, mit Nichtlutheranern nicht eine Kirche bilden zu können, während Andere den Unterschied von lutherisch und reformiert als den theologischer Schulen in derselben evangelischen Kirche ansehen). M

Die Heimatkirche auf dem Konfirmandenschein. In Verbindung mit der Handwerkerschule Giebichenstein hat der Evangelisch-Soziale Preßverband für die Provinz Sachsen Konfirmandenscheine mit dem Bild der jeweiligen Heimatkirche hergestellt. Preis bei normaler Scheingröße für 1000 Scheine 160 Mark, für 500 Scheine 120 Mark, Stückpreis also 16 oder 24 Pfennig. Als Papier kommt ein ausgezeichneter Kunstdruckkarton zur Verwendung. Beschriftung nach Vereinbarung. Gleichzeitig lassen sich ohne Mehrkosten Urkundenblätter für andere kirchliche Zwecke (Trauung, goldene Hochzeit usw.) herstellen. Genauere Angaben und Proben durch den Evangelisch-Sozialen Preßverband, Halle a. S., Universitätsring 12.

Versammlungskalender

26.—30. März Evangelische Woche Breslau,
29. März—2. April Evangelische Woche Stettin,
30. März—3. April Evangelische Woche Königsberg,
31. März—4. April Evangelische Woche Danzig,
28. Juli—2. Aug. Theologenkonferenz des Weltbundes für freies Christentum Arnheim.

Verantwortlich: Prof. D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Liturgische Blätter

für Prediger und Helfer

PASSION UND OSTERN

Reihe I, Heft 2 (Preis RM 1.20)

Karfreitags-Liturgie
Karfreitag-Hauptgottesdienst
Christi Tod- und Grabfeier
Karfreitagsfeier zum Gedächtnis der Todesstunde Jesu
Karfreitag. Abendchoral
Osterfeier
Zwei Jugendgottesdienste für Karfreitag
Osterfrühe. Eine Jugendfeier
Oster-Jugendgottesdienst

Reihe II, Heft 1 (Preis RM 1.80)

Andachten für die Passionszeit
Schriftlesungen für die Zeit von Advent bis Pfingsten
Passionschoral
Zwei Abendchoräle für die Passionszeit
Fürbitten-(Schluß-)Gebete
Abendandachten von Estomihi bis Karfreitag

FRÜHLINGS-FEIERN

Reihe II, Heft 2 (Preis RM 1.80)

Kantaten-Gottesdienst
Gesangbuch-Sonntag
Frühlings-Frühfeier
Frühlingsfeier
Morgenfeier
Liturgische Morgenfeier
Luther und unser evangelischer Gottesdienst
Jugendgottesdienst — Das heilige Abendmahl
Jugendgottesdienst — Gegen den Strom
Liturgischer Gottesdienst am Totenfestabend
Schriftlesungen / Eingangspsalmen für die Sonn- und Festtage

„Hier wird nicht theoretisiert, nicht nach Effekt gehascht, nicht eine Mode mitgemacht, sondern mit heißem Herzem und nüchternem Sinn Erarbeitetes vorgesetzt." Südd. Blätter für Kirche u. freies Christentum

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Zinzendorfs Gedanken über den Gottesdienst
Von Universitätsdirektor O. Uttendörfer
Gebunden RM 2.50.

„Eine Sammlung Edelsteine feiner und geistvoller Äußerungen Zinzendorfs."

Gotteshaus und Gottesdienst in den Herrnhuter Brüdergemeinen. *Von Pastor F. Geller*
Mit 15 Abbildungen. Broschiert RM 2.70.

„Wertvoll für alle, die sich für kirchenbauliche und liturgische Fragen interessieren und sich um Bereicherung u. Verinnerlichung des evang. Gottesdienstes mühen."

VERLAG VON GUSTAV WINTER, HERRNHUT i. Sa.

Werbt
für die
Christliche Welt
Probehefte auf Wunsch gern kostenlos, auch direkt an aufgegebene Adressen

---

Oster-Geschenke
für das evang. Haus
Bücher, Bilder, Karten
Kataloge kostenlos
Volkskunst-Verlag Keutel, Lahr-Bad.

Demnächst erscheint:

BERNHARD BRINKMANN

Der Ordensgedanke und die katholischen Klöster in Deutschland

Mit einer Übersicht über die römisch-katholischen Klosterniederlassungen im deutschen Reichsgebiet

Jeder Deutsche möchte einmal einen Blick in das Innere wenigstens der in Deutschland vertretenen Orden werfen und deren Einstellung zum Leben, ihr inneres Verhältnis zum Volkstum, ihre Arbeitsgebiete und vor allem auch ihre zahlenmäßige Stärke erfahren. Endlich erscheint jetzt die schon immer sehr vermißte Gesamtdarstellung, die einen umfassenden Überblick über die Klosterwelt bietet.
In der Erkenntnis, daß eine rein zahlenmäßige Aufzählung nicht genügt, um das innere Wesen der Orden kennenzulernen, ist der Verfasser auf Grund zuverlässiger Quellen auch dem Ursprung der Ordensidee nachgegangen, um dann deren Wandlung und Ausweitung in der römisch-katholischen Kirche zu verfolgen und schließlich die Geschichte der Mönchs- und Ritterorden im deutschen Kulturkreise zu skizzieren.
Die durchaus objektiv geschilderte Eigenart der einzelnen Orden wird auch jedem aufmerksamen Laien sichtbar! Der eine besonders eindringliche Sprache sprechenden Statistik sind bereits die Zahlen des Jahres 1935 zugrunde gelegt!

Sowohl Protestanten wie Katholiken
stellen heute mit Recht die Frage:
Wie steht es um die Klöster in Deutschland?
Hier wird endlich die Antwort gegeben!

Preis in Edelbroschur zwei Mark

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

„Für ein Jahrzehnt wenigstens braucht man sich nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, was für ein Buch man Gebildeten schenken soll, bei denen es gilt, Ehrfurcht vor der Botschaft Christi wieder zu erwecken." Innere Mission

STEPHAN HIRZEL

Der Graf und die Brüder

Die Geschichte einer Gemeinschaft.
Mit einem Bilde Zinzendorfs
RM. 4.–. In Leinen RM. 4.80

„Stephan Hirzels Buch, hervorragend in Stil und Aufbau angelegt, schildert so, daß man seine eigene Kenntnis von Zinzendorf darüber vergessen kann. Man geht auf Entdeckungsfahrt in ein unbekanntes Land ... So führt uns dies Buch, gerade weil es nicht reflektiert, sondern darstellt, in die ganze Fülle der Überlegungen hinein, die an der Kirchenfrage der Gegenwart für uns aufgebrochen sind." Die Furche

„Das Buch ist eine Biographie im besten Sinne, indem es Umwelt, Lebensgang und Werk in ihrer Einheit schildert, das Bleibende deutlich aus dem Vergänglichen heraushebt, ... in knapper, klarer Sprache das Vergangene, samt dem geschichtlichen Raum, in den es gebannt bleibt, in unmittelbare Gegenwärtigkeit versetzt." Eckart

„Das ist ja überhaupt das Beglückende dieser Arbeit, daß hier ein ausgesprochen kluges und dabei volksnahes Buch entstanden ist." Deutsche Zukunft

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Die Fortsetzung des „Weiten Weges"

Heimkehr

Von August Winnig

20. Tausend. Leinen RM. 5.80

Ein vorbildliches Leben hat in den drei Bänden „Frührot", „Der weite Weg", „Heimkehr" seine vorbildliche Form gefunden. Wie an den beiden vorangegangenen Bänden erfreut uns auch an dem neuen, der die Erlebnisse der Jahre 1918 – 1923 zum Gegenstand hat, die schöne und edle Schlichtheit der Sprache, die natürliche Kunst der durchsichtigen Darstellung und Gliederung und insbesondere der hohe Ernst der Geschichtsauffassung, die ihre Wurzeln im Glauben an die göttliche Weltregierung hat. Die Trilogie dieses Lebens ist ein wahres Volksbuch, an dem sich immer wieder die Herzen stärken und erwärmen. Dr. Kurt Ihlenfeld im Eckart, Berlin

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Der Philosoph der deutschen Erneuerung

Hermann Schwarz

Nationalsozialistische Weltanschauung
Freie Beiträge zur Philosophie des Nationalsozialismus aus den Jahren 1919 bis 1933, 2. Aufl., br. RM 3.50.

Christentum, Nationalsozialismus und Deutsche Glaubensbewegung
br. RM 1.60.

Gott. Jenseits von Theismus u. Pantheismus
br. RM 6.–.

Ekkehart der Deutsche
Völkische Religion im Aufgang, kart. RM –.80.

Zur philosophischen Grundlegung des Nationalsozialismus
br. RM –.80.

Eigene Darstellung des philosophischen Systems
Sonderdruck aus: „Deutsche systematische Philosophie nach ihren Gestaltern.", br. RM 2.–.

Deutsche systematische Philosophie nach ihren Gestaltern
Lein., Band I RM 17.–, Band II RM 14.–.
Beiträge in Sonderdrucken von: Johannes Volkelt, RM 1.60 / H. Schwarz, RM 2.– / Hans Driesch, RM 2.– / Richard Hönigswald, RM 1.20 / Bruno Bauch, RM 1.60 / Nicolai Hartmann, RM 1.60 / Hans Cornelius, RM 2.50 / Joseph Geyser, RM 3.– / Karl Groß, RM 3.30 / Ludwig Klages, RM 2.20 / Heinrich Rickert, RM 3.–.

Anläßlich des 70. Geburtstages 1934 sind erschienen:

Gott / Seele / Geist
Herausgegeben von Prof. Dr. Heinz Heimsoeth im Jahrgang VIII, Heft 4/5 der „Blätter für Deutsche Philosophie". RM 4.50.
Als Sonderausgabe in Lein. geb. RM 4.–.

Hermann Schwarz als Philosoph der deutschen Erneuerung
mit einem Bild des Philosophen, br. RM 3.80. Beiträge von Dr. H. M. Junghans / Dr. M. Herpel / Dr. H. Thieler / Dr. G. Märkisch / Dr. F. Zeitzschel.

Junker und Dünnhaupt Verlag / Berlin